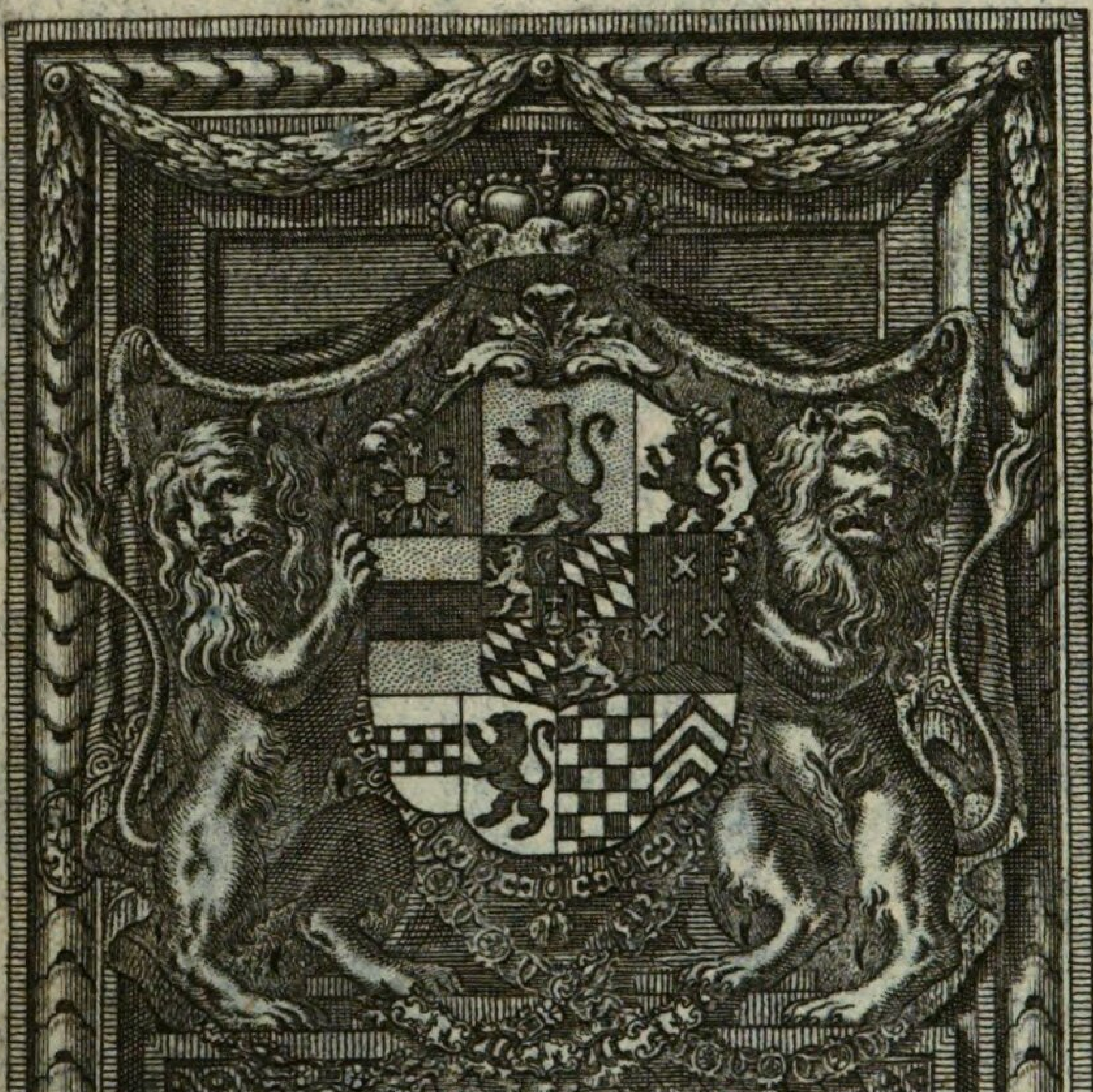
BIBLIOTHECAE
ELECTORALIS
MONACENSIS.
Ch. Wink del.
sc. 1779.

B. L. 3942. C.

~~Sch. W. deutsche. p. 688.~~

P O germ
1604

B. L.

8

Erzählungen und Dialogen

von

Ludwig Wieland.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Erster Band.

Leipzig, bey G. J. Göschen. 1803.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Das Fest der Liebe.

Eine Erzählung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

So oft die fröhliche Zeit der Weinlese wiederkehrte, versammelte sich auf dem reitzenden Landhause der Madame Bianchi ein heiterer Zirkel von Freunden und Verwandten. Jeder lästige Zwang der Etiquette war aus ihrer Mitte verbannt, die ernsten Geschäfte des Lebens bey Seite gesetzt, und der feindseligen Politik und Allem, was auch die Bessern entzweyet, streng der Zutritt versagt. Man suchte so sich in die alten guten Zeiten zu versetzen, wovon die Dichter singen und die Weisen träumen, wo noch kein Bedürfniß die gehässigen Leidenschaften rege gemacht, wo Genuß mit Ruhe wechselte, und diese nur durch neues Streben nach Freude unterbrochen ward. Der Herbst war dieß Jahr besonders reich und mild, die Gesellschaft zahlreicher und gemischter, sogar die Wirthin schien wieder

jugendlich muthwillig geworden zu seyn, und gab manche Spiele und Scherze an. Kaum hatte die Sonne die Schläfer erweckt, so begab sich Alles auf den Balkon des geräumigen Hauses, schöpfte die erquickende Luft und sah auf die bunten Rebhügel herunter, wo muntere Winzer und Winzerinnen springend und singend die schwer beladnen Stöcke ihrer süßen Last befreyeten. Hier nahm man das Frühstück ein, und hier ward die Ordnung des Tages festgesetzt. Auf den ersten Sonntag hatte die geschäftige Wirthin mit Hülfe der Damen ein Fest angeordnet, und es mit großer Sorgfalt vor den profanen Augen der Männer verborgen gehalten. Doch die muthwillige Julie, oder wie sie lieber hörte, Juliette, ließ nach und nach durch Anspielungen und Neckereyen so viel davon verlauten, daß die jungen Herrn bald auf die Spur kamen, und durch Vertraute und Kammermädchen das Uebrige herauslockten.

Schöne Juliette, sagte der Spötter Altomar, das Geheimniß, das Ihnen so schwer

auf dem Herzen lag, ist endlich verrathen. Am besten ist es wohl, Sie ziehen den Schleyer vor diesen Mysterien selbst weg und verdienen sich so noch unsern Dank.

Und wie heißt unser vorhabendes Fest? versetzte sie nicht ohne Mißtrauen. Das Ordensfest der Liebe. Was sind die Symbole davon? Eine Blumenkette und ein Zirkel als Bilder des Vergänglichen und Ewigen. Was sind die Insignien der Ritter? Ein gesticktes Schwerd und Schlößchen an einem Band getragen, als Zeichen der Chevalerie und Verschwiegenheit. Und die Insignien der Damen? Eine aufgehende Sonne als Zeichen der Einheit und Beständigkeit. Wir sind verrathen, rief Ottilie. Die Männer verdienen nicht angenehm überrascht zu werden, ihre Neugierde und Ungeduld verderbt Alles!

Man kam jetzt überein, in einem gemeinsamen Rath die festliche Feyer anzuordnen. Jedes eilte, seine Stimme von sich zu geben, und alle wollten ihre Meinung geltend machen,

und nur nach Wählung einer Präsidentin konnte in die Verhandlungen einigermaßen Ordnung gebracht werden. Es kamen allerley abenteuerliche Vorschläge zum Vorschein, Aufzüge und Maskeraden wurden empfohlen, und das Ganze sollte ins Romantische und Chevaleresque hinübergespielt werden: allein der kleine Doctor Anselmo, der lustige Rath dieser ehrwürdigen Versammlung, lehnte sich mit Macht dagegen auf. Ich bitte Euch, sagte er, laßt das Alt-Spanische und die fremde Galanterie, die uns Deutschen gar zu übel steht. Nur keine Gala-Uniformen und keine Etiquette! Laßt einen jeden sich benehmen und reden, wie es ihm bequem ist, überhaupt protestire ich für meine Person gegen alle Kniebeugungen und den ganzen verliebten Kalender von Schwüren, Seufzern, verzweifelten Blicken u. s. w. Seine Protestation ward von den Damen einmüthig verworfen, und man gab ihm sogar zu verstehen, daß die Pfeile besonders auf ihn gerichtet seyen, dagegen stimmte man ihm in seinem erstern Anbringen bey, und beschloß, die möglichste Freyheit nur durch

wenige Formen verhüllt herrschen zu lassen. Nur ein Gerüst und ein einfacher Rahm wurde festgesetzt, das Uebrige überließ man dem Zufall.

Der ersehnte Tag brach an, heiter und sonnig — die Gesellschaft erschien paarweise, und jeder Herr trug die Farbe seiner Dame; der Doctor machte in komischer Trauer allein den Beschluß; denn die ihm bestimmte Dame war ausgeblieben. Manfredo hatte eine feuerfarbne Schärpe um den Leib geschlungen zu Ehren der reitzenden Ottilie. Der schöne Norde, Gustavson, trug eine weiße Schleife um den Arm, seine Dame war die blonde Wilhelmine. Der Sonderling Altomar schlenderte neben der Frau vom Hause her, er war über und über mit bunten Bändern geschmückt; der bescheidene Thalheim hatte die Farbe der Hoffnung, und ein bescheidenes blaues Band um den Hut, neben ihm hüpfte die muntere Julie. Der Doctor war ganz schwarz von Kopf zu Fuß. Einige Paare hatte der launige Zufall, andere ein sympathetischer Zug,

vielleicht noch ein näheres Verhältniß zusammengebracht.

Kaum war man auf dem geselligen Balkon zusammen, so zog man sich einander auf und forderte gegenseitig Rechenschaft über die Bedeutung der gewählten Farben; denn es liegt in der Natur des Menschen auch in das Unbelebte Sinn und Geist überzutragen. Manfredo pries die Feuerfarbe als das wahre Signal und das Kriegsgeschrey der Liebe. Die Liebe ist das vestalische Feuer der Seele, sagte er, sie soll eben so rein, eben so glühend und eben so unvergänglich seyn. Gustavson führte die Sache der weißen Farbe. Die Liebe ist nichts und Alles, sagte er, so wie Weiß keine Farbe ist, weil sie aus allen Farben besteht, die Jugend sehnt sich und hascht nach ihr, die Alten glauben sie gefunden zu haben, und schimpfen auf sie; jedermann aber spricht von ihr wie von etwas Wirklichem und ganz Nahem, und im Grunde ist sie doch gar nicht auf Erden. Auch Grün und Blau fanden eifrige Vertheidiger; denn wer

hält es nicht mit der Hoffnung, und ist nicht die stille Farbe des Himmels und des Meers der Spiegel eines reinen und treuen Herzens? Der wunderliche Altomar strich das Buntscheckige und Pfauenartige heraus. Die Menschen, sagte er nicht ohne Bitterkeit, führen immer das Schöne im Munde, und rühmen über Alles Harmonie und Einheit, aber nichts desto weniger verführt sie der geringste Reitz und nur das Mannigfaltige und immer Wechselnde lockt und ergötzt sie. Wer wollte sich mit Einer Farbe schmücken und nur Eine Schöne lieben? Sind doch der Farben und der hübschen Weiber so viele auf der Welt! Seine Dame fand sich durch diese frevelnden Reden gröblich beleidigt, und verwies ihn zur Ordnung. Da uns einmal, sagte sie, das Schicksal für heute gepaart hat, so ehren Sie wenigstens das uns bindende Verhältniß, und machen Sie die arge Welt nicht glauben, daß ich nur ein getheiltes und leichtfertiges Herz besäße. Nun ward der kleine Anselmo umringt, und man spottete über seine tiefe Trauer. O ihr Kurzsichtigen! rief er aus, ist denn

die Nacht nicht das Sinnbild der Heimlichkeit, und der Mond der große Patron aller Verliebten? Und wann schlagen denn die Schäferstunden des holden Geständnisses, und das Austauschen der süßen Liebespfänder als in den dunkeln Stunden der Ruhe und des Schlafs? Man beklatschte seine Vertheidigung, und ob er gleich keine Gefährtin hatte, so ward er doch zur Brüderschaft der Liebenden zugelassen, und es ward beschlossen, ihm die erste Schöne, die zur Gesellschaft kommen würde, zuzugesellen. Nach den ersten Begrüßungen und den stürmischen Ausbrüchen des frohen Beysammenseyns wurde ernstlich und feyerlich berathschlagt, wie man den Tag zubringen und welchen Lustbarkeiten man den Vorzug geben wolle. Einige wollten die Wettkämpfe und Spiele der Alten erneuen. Die Damen sollten Wettrennen halten, die Männer um den Siegeskranz ringen und Ringelrennen anstellen; besonders unterstützte der nervige Gustavson diesen Vorschlag, aber Altomar setzte sich dagegen. Sind wir denn Barbaren, sagte er, die keinen höhern Werth

erkennen als den der körperlichen Kraft, und die den Mann nur nach seinen Muskeln schätzen? Wahrlich es braucht noch andere Dinge, um das Herz einer Spröden zu gewinnen, und wir würden ihnen mehr Entsetzen als Liebe einflößen, wenn wir uns Wunden beybrächten und uns die Rippen entzwey schlügen. Anselmo und die übrigen Männer traten bald dieser Meinung bey, denn im Grunde getrauete sich keiner, es mit dem gestählten Nordländer aufzunehmen. Jetzt stimmte man für sinnreiche Spiele, die Gesellschaft sollte sich in Banden theilen, und sich in Wechselgesängen nach Art der Minnesänger hervorthun, oder sich witzige Fragen und kurzweilige Antworten wie Bälle zuwerfen. Aber dagegen stand die rasche Julie auf. Ich hoffe, versetzte sie, es ist nicht unsere Absicht, unsern Witz zur Schau zu tragen, und so statt der allgemeinen Fröhlichkeit nur die Eitelkeit Einiger zu kützeln, wobey dann die Klügern gähnen und die Andern sich ärgern. Wir wollen uns nicht an Schauessen laben und einer eingebildeten Freude nachjagen.

Ihr Tadel ward gerecht gefunden, man bat sie nun, irgend etwas anderes vorzuschlagen, sie lehnte es aber von sich ab. Mir ist alles recht, sagte sie, nur macht so wenig Umstände als möglich.

Nach langem Wortwechsel, da man sich über nichts vereinigen konnte, nahm Manfredo das Wort. Das Fest der Liebe, versetzte er, wollen wir ja feyern, und deßhalb haben wir uns auch in Paare getheilt. Der schicklichste Gegenstand unserer Unterhaltung ist also die Liebe. Ein jeder von uns theile eine Liebesgeschichte mit, und zwar ganz einfach und aufrichtig erzählt. Da wir uns wohl Alle nicht schämen, geliebt zu haben oder noch zu lieben, so könnte ein jeder eine eigne Geschichte von sich zum Besten geben, denn sicher kann man am besten von dem sprechen, was man selbst gefühlt und erfahren hat. Doch sey es den Frauen und noch mehr den verschwiegenen Jungfrauen vergönnt, hiervon eine Ausnahme zu machen. Diese Idee gefiel Allen, besonders der Frau vom Hause. Bravo, rief sie

aus, das heiße ich mir ein Wort zu seiner Zeit! Unsere Gesellschaft ist wunderlich genug zusammengesetzt, und ich bin gewiß, daß jedes eine eigne Art zu lieben für sich hat; und so werden wir ein seltenes Kabinet von Liebesstücken zusammenbringen. Nur Ein Gesetz muß den jungen Herrn heilig seyn, es ist nicht erlaubt, uns von bloßen Abenteuern und Pagenstreichen zu unterhalten; überall muß die bessere Liebe, die der Venus Urania geweihet ist, hervorschimmern. Bey diesen letztern Worten sah sie ihren Ritter Altomar ein wenig scharf von der Seite an. Madame, entgegnete dieser lächelnd, Ihr Gesetzes-Vorschlag hat sicher unser aller Beyfall; doch bedingen wir uns dagegen aus, daß man nicht Zeter über uns rufe, wenn wir die Liebe als eine Leidenschaft ansehen und schildern, die man nicht so am Schnürchen hat; denn wahrhaftig, wer nicht von ihr wie von einem Dämon besessen wird, der sollte sie andern überlassen und nur gar nicht von ihr sprechen. Wir erbitten uns daher von Ihnen, meine Damen, etwas mehr Offenheit und Ehrlichkeit, als sonst wohl üblich ist, denn in der Liebe, wie fast

überall, ist das Heimlichste das Beste, und dafür geloben wir Ihnen, nicht mit allem herauszuplatzen, sondern einiges mit einem Schleyer zu umhüllen, so wie man auch wohl den schönsten Bildsäulen etwas Drapperie giebt.

Anselmo wandte gegen das Ganze nicht viel ein; nur äußerte er die Besorgniß, es möchte einer oder der andere von den respectiven Zuhörern die verschiedenen Seiten und Ansichten der Liebe beherzigen, und daraus eine Kunst zu lieben oder gar eine Metaphysik der Liebe zusammensetzen, wogegen er denn sehr gewarnt haben wolle.

Man schickte sich jetzt an zum Werk zu schreiten; aber der ruhmsüchtige Gustavson trat mit der Bemerkung auf, daß alle Bemühungen einen Zweck hätten, und es billig sey, daß der Ausgezeichnetste auch eine äußere in die Augen fallende Belohnung davon trage. Er trug daher darauf an, zwey Liebende, deren Leidenschaft für die reinste und stärkste erkannt werden würde, mit Blumenkränzen zu krönen, und dieser Preis sollte von einem Geschlecht dem andern durch

Stimmenmehrheit ertheilt werden. Es wurde zwar dagegen eingewandt, dieser Lohn sey verführerisch und würde manchen vom Weg der strengen Wahrheit etwas ableiten: doch die Damen schlugen sich alle auf die Seite des schönen Norden und meinten, so eine Abweichung und eine fremde Zuthat würde gegen das Wirkliche abstechen und gar bald auffallen; auch dürfe man einem solchen kränkenden Argwohn gar nicht Raum geben, sondern müsse vielmehr von der Wahrhaftigkeit eines jeden im Voraus überzeugt seyn.

Die Gesellschaft begab sich jetzt, da die Sonne höher stand, in Procession in eine weite dichtumschattete Acacienlaube und alles lauschte begierig auf die Herzensergießungen, die vielen unter ihnen in mehr als einer Hinsicht interessant waren.

Niemand wollte anfangen. Die Damen schoben es den Herren zu und schon sollte das Loos entscheiden, als Gustavson sich freywillig dazu anbot. Man behauptet, hub er an, die Liebe

ziehe durch die Thore der Sinne in das Herz ein, sie entstehe plötzlich niemand wisse woher und wie; aber einmal entzündet verlodere sie nur ganz allmählig, so wie der Rhein sich in den Sanddünen verliehrt. Was ich jezt erzählen will und mir selbst begegnet ist, scheint das Gegentheil zu erweisen. Während des lezten Krieges lag ich mit meinem Bataillon in einem Städtchen, dessen Nahmen ich verschweige, im Winterquartier. Man nahm auf mich als den kommandirenden Offizier die meiste Rücksicht und beherbergte mich in dem bequemen Hause einer Wittwe von Stande. Sie war nicht mehr jung und wohl nie schön gewesen, aber wenn ihr erster Anblick weder entzückte noch fesselte, so hatte er auch nichts Unangenehmes, und es fehlte ihr nicht an einzelnen Reitzen. Der Ort war klein, und ganz leer von Menschen, mit denen man hätte Umgang pflegen können; ausser einem streitsüchtigen Pfarrer und einem neugierigen kannegießernden Gerichtsschreiber, die mich bald belangweiligten, hatte ich Niemand als meine Wittwe. Ich war damals noch ein gewaltiger Liebhaber

vom Bücherlesen. Mit Heißhunger fiel ich also über eine kleine Bibliothek her, die Madame Sardi, (so will ich sie nennen) von ihrem verstorbenen Mann geerbt hatte und die sie mir zu meinem Gebrauch anbot. Nun brachte ich den ganzen Tag in dem Bibliothekzimmer zu, und da die Wittwe auch viel las, so trafen wir uns öfters da zusammen. Anfangs nahmen wir wenig Kenntniß von einander; sie setzte sich auf das Ruhebett und vertiefte sich in ein Buch; ich begab mich ans Fenster, so weit von ihr entfernt als möglich, und verlor mich bald so in meine Leserey, daß ich Sie, mich und Alles darüber vergaß. So verlebten wir einige Wochen. Bey Tische, wo wir uns allein sprachen, begnügten wir uns mit den gewöhnlichen Gesprächen und Höflichkeitsbezeugungen; von meiner Seite fiel kein Wort, das eine längere interessantere Unterredung hätte nach sich ziehen können. Schnell eilte Jedes, unbekümmert um das Andre, in die Bibliothek und flüchtete sich da in seine eigene Welt. Nachdem ich Geschichtsbücher, Reisebeschreibungen und andere mich besonders an-

ziehende Werke durchlesen hatte, so griff ich endlich zu dem was meine Wittwe so begeisterte, zu den Romanen, Komödien und andern Producten der Phantasie. Nun kamen wir uns schon etwas näher. Es traf sich zuweilen, besonders bey den bändereichen Englischen Romanen, daß wir an Einem Werk lasen, und ich den ersten Band verschlang, während sie die empfindungsvollen Stellen des zweyten mit langsamern Zügen in sich zog. Eins wartete dann auf das Andere und dieß gab Gelegenheit zu mancherley Fragen und Erkundigungen. Einmal traf es sich, daß wir beyde sehr neugierig waren, und da ich ihr das Buch abtreten wollte, so schlug sie vor, ich möchte es ihr vorlesen. Ich führe dieß Alles nur an, um den langsamen Gang unserer Bekanntschaft zu zeigen; unsere Sinne waren dabey gar nicht im Spiel, und zu dem Weg, den Andere in wenig Minuten durchlaufen, brauchten wir eben so viel Monate, ob wir gleich beständig zusammen waren. Da das Vorlesen einmal angefangen hatte, so wurde es beybehalten. Es giebt Bücher, die man ungern für sich

allein lies't; wir möchten den Eindruck, den sie auf uns machen, sogleich einem andern Wesen mittheilen und von dieser Art sind alle, worin Empfindungen geschildert sind. Empfindungen sind das Gemeingut aller Menschen, gleichsam das geistige Brod, worauf ein jeder Anspruch zu machen hat; das größte Genie hat da kein Privilegium, und zartfühlenden Menschen scheint es beynahe unrecht zu seyn, irgend ein Gefühl allein zu genießen. Einige englische und deutsche Romane, worin viel Unglück und Herzeleid war, verdrängten zuerst das Fremde zwischen uns, Clarissa's unglückliches Schicksal näherte uns schon sehr und bey Werthers Leiden flossen unsere Thränen in einander, unsere Augen begegneten sich und unwillkührlich drückten wir uns die Hand. Nichts bindet das Weib so sehr an einen Mann als Freuden und Leiden, die beyde gemeinschaftlich empfunden haben, und die Gefühle, die die Kunst in uns erregt, haben vor den natürlichen und reellen noch den Vorzug, daß sie uneigennütziger sind, und daß wir uns dabey selbst gefallen. Unvermerkt gingen

wir vom Vorlesen zur Unterhaltung über und das aufgeschlagene Buch ward Stunden lang nicht berührt. Im Grunde lesen wir nur, wenn wir nichts Interessantes zu sprechen haben; jeder Mensch zieht das Lebendige dem Todten vor. Unsere Gespräche gingen bald von den Büchern auf uns selbst über, jedes hatte viel von sich zu sprechen, und der gegenwärtige Augenblick und die ganze Vergangenheit boten uns einen unerschöpflichen Stoff dar. Sie erzählte mir, was sie von den Grillen ihres Mannes ausgestanden habe; in traulichern Stunden sprach sie von einer frühern Neigung, die sie noch immer bewegte. Ich kenne nichts Süßeres für einen noch unverdorbenen Mann, als wenn ein Weib ihm Vertrauen bezeigt, und er nun zum erstenmal das Heimliche, Innige eines weiblichen Herzens enthüllt vor sich sieht. Ich hatte ihr wenig oder gar keine Herzensangelegenheiten mitzutheilen, aber eben das machte mich eine Leere in meinem Innern fühlen, und es kam mir vor, als hätte ich eigentlich noch gar nicht gelebt. Zuweilen wurde ich nachdenklich und fiel in ein bewußt-

loses Sinnen und Brüten, die Bücher wurden mir zuwider, und besonders hatte ich einen Ekel vor allen, die die Liebe ausführlich schilderten. In solchen Augenblicken betrachtete ich forschend Leonoren, so hieß die Wittwe, ich fand vieles an ihr hübsch, sie gefiel mir, doch war dieser Eindruck nur vorübergehend. Mir war wie einem, der emsig nach etwas sucht, jeder Schimmer, jede entfernte Aehnlichkeit trügt ihn, hastig greift er darnach, aber ehe er es noch erreicht hat, erkennt er seinen Irrthum und geht unwillig daran vorbey.

Was mir bey diesem vertrautern Umgang besonders an ihr auffiel, war ihre große Empfänglichkeit für meine Eigenheiten und Sonderbarkeiten. Sie schien mich nicht bloß zu verstehen, sondern sich ganz in mein Wesen hineinzufühlen; ja es sah oft aus, als hätten wir nur Einen Pulsschlag und dasselbe Nervensystem. Auch liebte ich an ihr die Zartheit des Gefühls und Regsamkeit der Phantasie. Sie belebte gleichsam Alles und nahm an jedem Geschöpf, an jeder Form den lebhaftesten Antheil;

nur artete dieß zuweilen in zu große Heftigkeit aus, und während sie den einen Gegenstand an sich drückte, stieß sie alles andere von sich.

So verstrichen wieder mehrere Wochen. Wir waren gesprächig, mittheilend, ja theilnehmend, doch fühlte ich keine Unruhe, wenn ich sie einen Tag hindurch nicht sah, und von Herzklopfen, Schlaflosigkeit, Ueberdruß an der Welt und den übrigen Symptomen einer keimenden Leidenschaft war keine Spur zu bemerken. Es mußte noch ein Dritter hinzukommen, um den schwachen Funken von Unruhe zur Flamme anzufachen. Leonore erhielt zuweilen Besuche von einem weitläuftigen Verwandten, der sich früh aus dem Civilstande zurückgezogen und nicht weit von der Stadt auf einem Gute lebte. Ich hatte lange auf ihn gar nicht geachtet, weil er mir nicht gefiel; seine Besuche wurden aber um diese Zeit häufiger oder schienen mir auch nur so, und nun bekümmerte ich mich etwas mehr um ihn. Er gehörte unter die Leute, von denen sich eigentlich nichts sagen läßt und die doch überall die Mehrheit

ausmachen. Er war nicht hübsch und nicht häßlich, nicht ganz dumm, aber auch nicht recht gescheidt; dabey war er pfiffig genug, andern ihre Schwachheiten und Verhältnisse abzulauern, und wußte sich viel, wenn er sie dann damit aufziehen und plagen konnte. Leonore empfing ihn freundlich, er war auf seine sauersüße Art galant und erzählte ihr von den häuslichen Mysterien und Gardinengeschichten des Städtchens. Traf er uns beysammen, so machte mich das verlegen und meine Abneigung gegen ihn stieg bis zur Widerwärtigkeit, um nicht meinen Mißmuth auszulassen, verließ ich meistens das Zimmer. Seine bequeme Art zu spaßen ohne allen Aufwand des Witzes, seine beleidigenden Höflichkeiten, die Dreistigkeit und Zuversichtlichkeit in allem, was er sprach und that, und die erkünstelte Wärme und Offenheit, mit der er von sich, von seinem Herzen sprach, alles das belustigte mich nicht, sondern erregte nur meine Galle. Ich verbarg dieß nicht vor Leonoren, sie nahm ihn in Schutz und schalt mich. Mein Vetter mißfällt Ihnen, sagte sie lachend; warum? weil er das Unglück hat ganz anders

zu seyn als Sie; er ist kälter, er schwärmt nicht, er ist gesetzt und vernünftig; ein wenig Schwätzer, was thut das? Es können nicht alle Menschen dasselbe seyn und ich wette, er giebt einmal einen ganz leidlichen Ehemann.

Die Frühlingszeit war jetzt herangerückt, das erste Grün sproßte hervor und die warme Luft rief alle Wesen zu einem neuen Leben. Leonore schien sich verjüngt zu haben, ihre Farbe war blühender, ihr Auge glänzte, sie war lebhafter und sinniger als sonst. Wir machten jetzt mit einander lange Promenaden und durchirrten Berg und Thal, das frischere Leben im Freyen nahm unserm Verhältniß das Steife, Bücherartige, wir wurden muthwillig und konnten Stunden lang mit Nichts tändeln und spielen, bald suchten wir emsig Blumen zu Kränzen und zerpflückten sie dann gleich wieder, oder wir haschten uns, kurz wir benahmen uns wie die Kinder. Der unglückliche Vetter stöhrte mich auch jetzt, ja er ward zuthätiger und galanter als je, er überraschte uns auf unsern Spatziergängen und wenn ich

dann mürrisch wurde und ihn im Stillen verwünschte, so machte das Leonoren Spaß und sie that besonders freundlich mit ihm, nur um mich zu plagen. Er hatte sie und aus Höflichkeit auch mich auf sein Landgut eingeladen, um da die Geburt des Frühlings, wie er sagte, zu feyern. Ich lehnte es ab und gab Geschäfte vor, Leonore suchte vergebens mich dazu zu überreden; da alle ihre Bitten nichts ausrichteten, ward sie empfindlich, heftig, bald kleidete sie sich auf das beste an, bald fand sie die Luft zu rauh und beschloß zu bleiben, endlich kam der Wagen, der sie abholen sollte, Herr von Fellberg war selbst mit gekommen, und nach einigen Einwendungen, die er nicht annahm, trug er den Sieg davon. Ich stand am Fenster und lauschte hinter dem Vorhang. Ganz sicher, sagte ich laut zu mir selbst, wird sie allein gehen, warum sollte sie auch nicht? Und doch hoffte ich und war beynahe überzeugt, sie würde nun auch zu Hause bleiben; aber ich betrog mich. Der Vetter führte sie mit wichtiger Miene an den Wagen, sie warf einen Blick nach meinem Fenster und ich glaubte

etwas Triumphirendes, Schadenfrohes darin wahrzunehmen. So wie der Wagen hinrollte, so fing der Sturm in mir an. Ich wollte mich selbst betrügen und nahm eine kalte Miene an, aber unwillkührlich ballte sich meine Faust und meine erste Empfindung war, den Wagen einzuholen und beyde meinem Zorn, meiner Rache zu opfern. Der erste Tag ihrer Abwesenheit schlich mir unerträglich langsam hin; erst jetzt, da ich auf sie zürnte, kam sie mir reitzend vor, ich dachte sie mir unter allen möglichen Situationen mit Fellberg, nichts war sicherer in meinen Augen, als daß sie einverstanden wären und sich meiner auf eine gute Art entledigen wollten. Auch mein Zorn änderte seinen Gegenstand und kehrte sich gegen mich selbst. Warum weigerte ich mich mitzugehen, da sie mich so dringend darum bat? Ich führte sie ja selbst einander zu und woher hatte ich denn nur einen Schein von Recht auf Leonoren. Jetzt begann bey mir selbst die wichtige Untersuchung, was denn das eigentlich sey, was ich für die schöne Wittwe fühlte. Die bloße Freundschaft, mußte ich mir gestehen,

wäre nicht so unruhig und peinlich, und Liebe, sagte ich mir, könnte es doch auch nicht seyn. Zuletzt hielt ich meinen Zustand für beleidigte Eitelkeit und ärgerte mich über mich selbst. Mit diesem Raisonnement besserte ich aber nichts, ich brachte die Nacht äußerst unruhig zu, und schlummerte ich auch ein, so waren meine Träume desto schreckhafter und ängstlicher. Ich suchte Leonoren und erblickte sie in weiter Ferne, ich eilte auf sie zu, sie hüpfte aber wie ein Irrlicht vor mir her und verschwand, als ich sie erreicht zu haben glaubte, dann sah ich sie auf einmal wieder, aber plötzlich öffnete sich eine Kluft zwischen uns, sie streckte die Arme nach mir aus und rief mich ängstlich, ich war außer mir und wollte mich in den Abgrund stürzen, als ich erwachte. Der andere Tag verging etwas schneller, ich machte mir kleine Geschäfte und bereitete mich auf ihre Ankunft vor. Die Hoffnung, sie morgen wiederzusehen, heiterte mich auf, ob ich es gleich mir selbst nicht gestehen wollte. Ich ward weich und nahm mir vor, mein Unrecht wieder gut zu machen und ihr ein

Geständniß zu thun, wovon aber, darüber war ich selbst noch nicht mit mir einig. Ich ging in das Bibliothekzimmer, wo mich alles an sie erinnerte. Ich dachte zurück an die erste Zeit unserer Bekanntschaft und fing an, mich in sonderbare Bilder und Träume zu verliehren. Leonore, Leonore! rief ich aus, und die Thür that sich auf und sie trat herein. Es war schon Dämmerung, ich flog ihr entgegen, wir begrüßten uns wie Liebende nach langer Trennung. Die kurze Abwesenheit brachte uns einander näher als das Beysammenseyn von Monaten. Wir wurden vertrauter, inniger, häuslicher; von Liebe war nicht die Rede, aber wir gewöhnten uns unvermerkt mit einander zu leben. Der Vetter hatte die schnelle Abreise übel genommen und kam selten. Ich fühlte was ich zu thun schuldig sey, und wir hätten ohne alle Leidenschaft durch die Ehe gleichsam unsere Verbindung nur fortgesetzt, wenn nicht ein seltsamer Auftritt dazwischen gekommen wäre. Schon oft war mir Leonorens Hastigkeit drückend gewesen, sie konnte sich über ein Nichts erzürnen und

vergaß sich dann leicht, doch hatte ich sie noch nie die Grenzen des Anstands und der Weiblichkeit überschreiten sehen, bis endlich der Zufall oder mein guter Genius einen unbedeutenden Vorfall herbeyführte, der mich darüber aufklärte und uns trennte. An einem Morgen, da ich noch auf meinem Zimmer war, höre ich einen Lärm im untern Stockwerk; ich gehe hinunter mich zu erkundigen und höre schon auf der Treppe Leonoren heftig schreyen, ich komme näher und nun erblicke ich sie mit herabhängenden Haaren, rollenden Augen und wüthenden Gebehrden, wie sie eben unter einem Hagel von Schimpfwörtern auf ihr Mädchen losspringt und sie mit Ohrfeigen überdeckt; das Mädchen setzte sich zur Wehre und es hätte sich ein förmlicher Zweykampf, mit allen weiblichen Waffen geführt, erhoben, wenn meine Dazwischenkunft nicht Leonorens Streitlust abgekühlt und sie zur Besinnung gebracht hätte. Ganz erschöpft und vor Wuth schluchzend warf sie sich jetzt in einen Lehnstuhl und machte sich durch einen Thränenstrohm Luft. Mein Staunen und meinen Ekel bey diesem

Anblick können Sie sich wohl vorstellen, ich konnte meinen Widerwillen nicht verbergen und von diesem Augenblick an war meine Neigung zu Leonoren wie verwischt, mir kam vor, als wäre ich die ganze Zeit über geblendet und bezaubert gewesen, und erblickte sie jetzt erst in ihrer wahren Mißgestalt. Die Veranlassung zu dieser häßlichen Katastrophe war ganz gemein, Leonorens geliebter Schooshund hatte das Mädchen gebissen, sie hatte ihn dafür geschlagen, Leonore nahm dieß übel; das Mädchen, dem der Biß noch schmerzte, antwortete darauf empfindlich und brachte Leonoren dadurch so auf, daß es zwischen ihnen zu diesem tragischen Auftritt kam. Der unangenehme Eindruck davon ließ sich weder tilgen noch gut machen; zum Glück wurde unser Standquartier verändert und ich verließ Leonoren kalt und ohne Bedauern. So häßlich endigte sich meine erste und einzige Liebesgeschichte.

Wir danken Ihnen, versetzte Madame Bianchi, für Ihre aufrichtige Erzählung; aber doch kann ich eine kleine Unzufriedenheit nicht

bergen. Ihre Liebe für die zornmüthige Leonore ist gar zu kalt und verständig. Haben Sie wirklich nichts Interessanteres zu beichten?

Ich habe mein Alles zum Besten gegeben, antwortete Gustavson, und ich hoffe, daß meine Mitbrüder mit dem Romantischen, woran es meiner Geschichte fehlt, desto freygebiger seyn werden.

Sie haben in ein Wespennest gestochen, sagte der kleine Doctor; die Damen hören nicht gern von den universellen Unarten sprechen, die man dem ganzen Geschlecht vorzuwerfen pflegt.

Das lassen Sie sich nicht verdrießen, sagte Altomar, Sie haben dagegen einen andern Vortheil vor uns Abgeliebten voraus. Ihr Herz ist noch neu und unversehrt, und die Weiber lieben die Novizen in der Liebe.

Zur Tagesordnung! rief die muntre Julie, welche von uns trifft die Reihe? Ottilie erbot sich dazu, und begann also: Ich hoffe, es wird mir vergönnt seyn, die Geschichte

einer Freundin zu erzählen, vielleicht nehmen Sie einigen Antheil daran. Camilla lebte auf dem Landsitze ihres Oheims, des Baron R**, wo sie mit dessen Tochter Constanze auferzogen wurde. Ihrer Mutter hatte sie das Leben gekostet, und ihren Vater, dessen Augapfel sie war, verlor sie noch als Kind, so fühlte sie sich sehr früh allein, und in ihre Kinderspiele mischte sich schon Ernst und ein Anstrich von Melancholie. Das Geräusch und der Prunk in ihres Onkels Hause waren ihr unangenehm, man behandelte sie gütig und freundlich, aber doch war ihr das Gefühl drückend, wie sehr sie Ursache habe, dafür dankbar zu seyn; denn ihr Vater, der immer zu gut und freygebig gewesen war, hatte nur wenige Trümmern eines großen Vermögens hinterlassen. Constanze, ihre Jugendgespielin, lebte zu froh und leicht, um ihr viel seyn zu können; der Wechsel der Lustbarkeiten machte sie traurig, die immer neuen und faden Gesichter um sie her kamen ihr wie nichtige Schatten vor, sie zog sich immer mehr in sich zurück, und nur sich selbst überlassen war ihr wohl.

Ihre meiste Zeit brachte sie in einer Einsiedeley zu, die in dem weiten Park verborgen lag. Hier hatte sie ihre Lieblingsbücher, und hier erklang in nächtlicher Stille die feyerliche Harfe. In dieser Hütte, von Epheu und Immergrün umrankt, und rings von Birken schauerlich umschlossen, war sie zu Hause, und nur Wenigen war es vergönnt, sie in ihrem Heiligthum zu stören. Ihr Onkel, der sie zärtlich liebte, und durch häusliche Verhältnisse unglücklich war, sah diesem Hang zur Einsamkeit nach, ja er begünstigte ihn wider seinen Willen. Die Fesseln der großen Welt drückten ihn, und nur in den Stunden, die er beynahe verstohlen bey Camillen zubrachte, ward ihm wohler und erleichterte er seinen Kummer durch trauliche Mittheilung.

Camillens Zustand hatte etwas Peinliches, ihr Herz sehnte sich und härmte sich, sie konnte nicht sagen wonach und warum. Die Liebe kannte sie aus den Schilderungen der Dichter; aber alle Männer, die sie noch gesehen, waren ihr durch ihre Anmaßungen und

lächerlichen Eitelkeiten so abgeschmackt vorgekommen, daß sie allen männlichen Umgang mied. Der Onkel bekämpfte dieses kurzsichtige Vorurtheil, wie er es nannte, wenigstens verlangte er, daß Camilla Ausnahmen machen möchte. Er kündigte ihr eines Tags scherzend die Ankunft des Grafen Sternau an. Sie müssen ihn kennen lernen, sagte er, um von Ihrer Männerscheue geheilt zu werden. Aber bewahren Sie ihr stolzes Herz! denn im Vertrauen gesagt, er soll meine Tochter haben; die Sache ist schon unter uns verabredet, und die jungen Leute sollen sich jetzt kennen und gefallen lernen. So vorbereitet und etwas neugierig gemacht, sah Camilla den Grafen. Seine Figur war schön, sein Gesicht regelmäßig, aber eher zurückstoßend als einnehmend. Er machte keinen vortheilhaften Eindruck auf sie, sein ganzes Wesen schien ihr angenommen und erkünstelt zu seyn, und sie glaubte Stolz und Selbstgenügsamkeit in ihm wahrzunehmen. Seine Unterhaltung war interessant, er erzählte weder, noch lieferte er Abhandlungen; er liebte zu sprechen, und doch schien es als spräche er wenig, weil

er nie etwas zur Unzeit und am unrechten Ort sagte. Er persifflirte gern, und dann war sein Witz beißend, und sein Gesicht unangenehm spöttisch; aber diesen Fehler kannte er und lenkte dann bald geschickt ein. Nie habe ich einen Mann gesehen, der weniger mit sich und andern verlegen gewesen wäre, und dem das Gebieten so gut angestanden hätte, als ihm. —

Sie kennen also den Grafen persönlich? fiel Altomar ein. Ottilie erröthete und gerieth in Verwirrung. Ich habe ihn bey meiner Freundin gesehen, versetzte sie nach einem kurzen Stocken, ich muß aber bitten, daß man mich nicht unterbricht. Einige von der Gesellschaft sahen sich verstohlen an, andere lächelten in sich hinein.

Ottilie fuhr fort: Der Graf beschäftigte sich anfangs mit Constanzen nur wenig, er scherzte mit ihr sehr unbefangen, und erwies ihr die gewöhnlichen Artigkeiten, doch ohne alle Auszeichnung. Constanze war gleichgültig und sogar nachlässig gegen ihn. Der Baron bemerkte beyder

Betragen, sprach darüber mit mir und wünschte meine Vermittlung. Ich sehe es gern, daß sie sich nicht in einander verlieben, sagte er zu mir, nichts ist schädlicher als ein Roman vor der Ehe, aber sie sollen vertrauter werden, sich vermissen und einander aufsuchen. Der Graf ist nicht galant, und ich fürchte, meine Tochter ist hierin etwas verwöhnt, rede mit ihr, sie wird gegen Dich offner seyn als gegen mich. Auch mit dem Grafen suchte er Camillen bekannter zu machen, er führte ihn selbst zu ihr, und paarte sie auf Promenaden zusammen. Der Graf schien dieß gern zu sehen, Camilla hingegen vermied, so oft sie konnte, allein mit ihm zu seyn, es war ihr unangenehm, ja sie fand sogar etwas Undelicates darin.

Constanze ließ sich nicht über den Grafen heraus; überhaupt schien sie verändert zu seyn; bald war sie ausgelassen lustig, bald ganz wider ihre Gewohnheit und Natur traurig und tiefsinnig. Dann suchte sie ihre Freundin auf und erschreckte diese mit Thränen und allen unwill-

kührlichen Zeichen des Schmerzes, aber eine Kleinigkeit heiterte sie wieder auf, und bald darauf lachte sie wieder die Thränen noch im Auge. An einem Fest, das dem Grafen zu Ehren gegeben wurde, und zu dem die ganze Nachbarschaft eingeladen war, beobachtete Camilla Constanzen genauer, und sie glaubte dieser plötzlichen Gemüthsänderung auf den Grund gekommen zu seyn. Constanze war geschmückter und glänzender als je; ihre Fröhlichkeit, ihr Muthwille gab ihr einen eigenen verführerischen Zauber, selbst der Graf fühlte die Gewalt ihrer jugendlich blühenden Reitze, er war artiger gegen sie und beynahe zärtlich, aber sie achtete darauf nicht, sondern hing mit ihrem Blick auf den jungen Arnstein, der freudetrunken ihre Schönheit verschlang und mit ihr die Bewunderung aller theilte, wenn sie zusammen den Reihen hinabwalzten. Der Graf wurde aufmerksam, seine Eitelkeit fand sich beleidigt, auf seiner Stirn zog sich eine leise Falte, und Camilla bemerkte, daß er spöttisch lächelte. Uebrigens schien er in der besten Laune zu seyn; er war munter, gab allerley witzige

Spiele an, und wußte jedem etwas Angenehmes zu sagen. Noch spät am Abend führte Constanze Camillen in den Garten. Ihr Herz war beklommen; es war als hätte sie ihr etwas zu eröffnen, und als scheue sie sich wieder davor. Endlich fing sie selbst vom Grafen zu sprechen an, und äußerte ihre Vermuthung über sein langes Hierseyn. Sicher, sagte sie, hat man dabey besondere Absichten; mein Vater lächelt, wenn er mich sieht, meine Mutter ist ungewöhnlich freundlich, ich sehe wie sie einander zuwinken, und noch nie haben sie so viel mit einander heimlich gesprochen wie jetzt. Alles das verräth deutlich einen Plan; aber auf welche von uns beyden ist es angelegt? Ich muß Dir gestehen, Camilla, das Heimliche bey der Sache macht mir Angst. Und dann, was will der Graf? Was ist er eigentlich? Er kommt mir wie ein Räthsel vor; neulich sprach er viel von häuslichem Glück und von ehelicher Liebe, aber so eiskalt, daß es mich schauderte.

Constanze wollte nun die Gedanken ihrer Freundin über ihn wissen, und Camilla lobte sein verständiges Betragen, seinen Geist. Ach

eben vor seinem Geist fürchte ich mich, versetzte Constanze; doch ich hoffe, daß ich mich vor etwas fürchte, was gar nicht ist, denn ist er nicht gegen mich wie gegen jede andre, und giebt er Dir nicht sichtbar den Vorzug?

Mit dieser Frage war es Constanzen nicht recht Ernst; das verrieth ihre Miene und Stimme, auch wendete sie gegen Camillens Widerspruch wenig ein; denn im Grunde schmeichelte es ihr doch, daß ein Mann, wie der Graf, sich um sie bewärbe. Sie fing dann an von Arnstein zu sprechen, und lobte ihn mit Hitze; da aber Camilla das Gespräch nicht unterhielt, brach sie auch verdrießlich ab.

Am folgenden Tag suchte der Graf Camillen auf; sie wich ihm aus, aber umsonst; er bat sie förmlich um eine Unterredung. Freymüthig eröffnete er ihr seine Lage; daß er hierher gekommen sey, um Constanzen kennen zu lernen; daß der Baron aus verschiedenen Gründen eine Heirath zwischen ihnen sehr wünsche, es läge ihm daher viel daran, über Constanzens Gesinnungen und Neigungen etwas Nä-

heres zu erfahren, und wer könnte ihm hierüber bessere Auskunft geben als ihre Freundin? Camilla antwortete unbestimmt. Der Graf versicherte, es verstehe sich von selbst, daß er nicht zugeben werde, daß man Constanzen den geringsten Zwang anthue, ja die Ueberzeugung, daß sie eine frühere Neigung hege, oder auch nur gleichgültig gegen ihn sey, würde ihn schon bestimmen, den ganzen Plan, der ohnedem nicht von ihm herrühre, aufzugeben.

Camilla suchte ihm den Verdacht, den er zu hegen schien, zu benehmen; aber er schien davon überzeugt zu seyn. Er bat sie um ihren Beystand in einer so bedenklichen Lage, und warf ihr mit nachsichtigen, schmeichelhaften Worten ihre Zurückhaltung, ihre Entfernung von ihm vor, die den Anschein des Mißtrauens hätte. Seine Offenheit, sein gerades freundschaftliches Benehmen gefiel ihr jetzt zum erstenmal; sie glaubte ihm Unrecht gethan zu haben, und dieß machte sie wärmer als gewöhnlich.

Von dieser Unterredung an entstand zwischen ihr und dem Grafen unvermerkt ein

Verhältniß, das, ohne das Herz oder die Sinne zu berühren, doch immer interessanter wurde. Er hatte sich die Erlaubniß erschlichen, sie in der Einsiedeley besuchen zu dürfen. Dieses stille Oertchen schien ihn anzuziehen; er kam täglich und ward der Gefährte ihrer Einsamkeit. Oft, wenn man ihn auf der Jagd glaubte, war er zu einer Hinterthür in den Park zurückgekehrt und eilte zu Camillen. Der Vorwand und auch der Gegenstand dieser häufigen Unterredungen war Constanze; aber bald war von ihr nicht mehr die Rede, und der Gedankenreichthum des Grafen, und seine lebendige Kenntniß der Welt war ihnen ein unerschöpflicher Stoff. Camilla fühlte erst jetzt die Annehmlichkeit des Umgangs, wenn er nicht in leeren Worten und hohlen Complimenten, sondern im freyen Ideentausch besteht. Sie gewöhnte sich an des Grafen Unterhaltung, und vermißte ihn, wenn er einen Tag ausblieb.

Indeß vertraute Constanze der Freundin ihre Liebe zu dem schönen Arnstein. Der Graf,

der Wille ihrer Familie, die ganze Welt war dem liebetrunknen Mädchen verschwunden; sie sah, sie hörte nichts als ihren Karl, und beschwor Camillen dem Grafen jede Hoffnung auf ihre Hand zu benehmen. Dabey gab sie ihr nicht undeutlich zu verstehen, daß sie in ihren häufigen einsamen Zusammenkünften mit dem Grafen etwas anders sehe, als bloßen freundschaftlichen Antheil.

Camilla wurde über diese Aeußerung sehr betroffen; sie hatte sich so etwas gar nicht als möglich gedacht, und überhaupt die Art ihres Verhältnisses zum Grafen noch nicht untersucht. Sie fühlte sich durch diesen leichtsinnigen Argwohn gekränkt, ja beleidigt; sie wollte sich von diesem fremden profanen Gedanken schnell wieder losmachen, aber er verfolgte sie und ließ ihr keine Ruhe. Da sie ihn nicht verjagen konnte, so beschloß sie, ihm ganz auf den Grund zu kommen, und wenigstens keinen heimlichen Feind in ihrer Brust zu dulden.

Mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit fing sie jetzt an sich zu prüfen; sie durchstörte ihr

Tagebuch, sie suchte sich jedes Wortes gegen den Grafen zu erinnern, überraschte sich bey ihren leisesten Gedanken, deutete ihre Träume und legte auch dem Unschuldigsten einen argen Sinn unter. Die einzige Frucht dieser Bemühungen war, daß sie sich immer mehr in diesem ihr dargebotenen Gedanken verlor; ihre Phantasie bemächtigte sich seiner, und so ward das Mögliche wirklich. O es ist nur zu wahr, daß wer sich fürchtet zu lieben, schon liebt. Während dieser süßschmerzlichen Zeit, in der ihr ganzes Wesen sich umwandelte, mied sie sorgfältig den Grafen, sein bloßer Nahme, die kleinste Erinnerung an ihn machte sie verwirrt und schaamroth; sie glaubte sich vor ihm zu verrathen, in jedem ihrer Züge und Geberden, fürchtete sie, würde er das lesen, was sie vor einem jeden, ja vor sich selbst zu verbergen suchte. Eine Unpäßlichkeit, die sie vorgab, befreyete sie von allem zudringlichen Besuch. Constanze, zu sehr mit sich selbst beschäftigt, kam nur selten zu ihr, um von ihrem Karl zu sprechen, und sich gelegentlich über den frostigen Grafen aufzuhalten. Desto mehr

quälte sie der Baron, der von Constanzens Heirath mit dem Grafen wie von etwas ganz Entschiedenem sprach.

Noch war Camilla nicht sichtbar, als eines Abends unangemeldet der Graf in ihr Zimmer hineintrat. Sie hatte die Guitarre im Arm und schlug nur einzelne traurige Akkorde an. Auf ihrem Gesicht, über ihr ganzes Wesen war weiche Schwermuth ausgegossen, die sich in der stillen Einsamkeit in süße Thränen auflößte. Der Graf entschuldigte sich nicht über sein plötzliches Hereintreten, er ging hastig auf sie zu, faßte ihre Hand und forschte mit ängstlicher Theilnahme nach ihrer Gesundheit. Die Ueberraschung wirkte auf sie sonderbar, seine Frage, seine Theilnahme erschütterte ihr Innerstes, sie ward immer weicher, und ein Thränenstrom machte endlich dem gepreßten Herzen Luft. Der Graf war erstaunt und bestürzt; und als er sich von seiner Verlegenheit wieder erholt hatte, forderte er als Freund Mittheilung ihres Kummers. Camilla schob ihre Trauer auf den Verlust einer geliebten

Freundin und auf die Unannehmlichkeit ihrer abhängigen Lage. Der Graf begnügte sich damit; auch er war offner und sprach mehr von sich und seinen Verhältnissen. So war ihr abgebrochener Umgang wieder hergestellt, und er ward nun eifriger, inniger als je. Der Graf entdeckte ihr seine weit aussehenden Plane, und theilte ihr alles was er fürchtete und hoffte mit; er fragte sie sogar bey einigen Dingen um Rath, und zog so das arme Mädchen ganz in sein Daseyn mit hinüber. Zuweilen begleitete er ihren Gesang oder ihr Harfenspiel mit der Flöte, und dieß waren die schönsten Augenblicke für Camillen; sie überließ sich dann ganz ihrem zurückgehaltenen Gefühl, ihr Schmerz floß in Gesang, ihre Sehnsucht in Worte über, sie konnte unter der Maske fremder Leiden ihr eigenes Schicksal beklagen. Des Grafen Benehmen gegen sie war seltsam, oder schien ihr wenigstens so zu seyn. Er war offen, traulich, hingegeben, er konnte bey ihr zum Kind werden, und in der angenehmen Behaglichkeit der Gegenwart alles Andere vergessen; aber auf einmal ward

er wieder in sich gekehrt, stumm, unruhig, wie einer der sich stille Vorwürfe macht. So verschwand nach und nach der muntre Scherz aus ihren einsamen Unterredungen, und an die Stelle der ruhigen sichern Vertraulichkeit trat eine heftige veränderliche Stimmung, die in die Länge beyden peinlich seyn mußte. Der Graf wurde immer einsylbiger und kam seltner; Camilla bemerkte dieß und glaubte sich verrathen zu haben. Auch sie zog sich jetzt zurück. Sternau mußte jetzt eine Geschäftsreise machen, und versprach in einigen Monaten zurückzukehren. Nach 14 Tagen erhielt Camilla auf eine geheimnißvolle Art folgenden sonderbaren Brief von ihm. Da ich ihn oft genug gelesen, so weiß ich ihn auswendig und kann ihn wörtlich mittheilen. Er lautete also: „Seit der Zeit, daß ich Sie kennen gelernt habe, bin ich mir selbst ein Räthsel geworden. Es ist in kurzer Zeit so vieles mit mir vorgegangen, so vieles in mir zur Sprache gekommen, daß ich mich kaum selbst erkenne. Ob ich Ihnen gleich Manches aus dem geheimen Archiv meines Lebens erzählt habe, so kommt

es mir doch vor, als hätte ich Ihnen noch gar nichts von mir gesagt. Sind wir doch nicht aufrichtig gegen uns selbst, wie sollten wir es gegen Andere, wie sollten wir es da seyn, wo wir gefallen wollen! Ich hatte die Welt gesehen, ich hatte sie genossen, ich glaubte mich zu besitzen, mich durch meine Erfahrungen von den gewöhnlichen Verirrungen losgekauft zu haben, und nun frey auf ein selbstgestecktes Ziel los gehen zu können. Meine Sicherheit hat mich verrathen und ich bin aus dem ruhigen Hafen aufs Neue in die stürmische See geworfen worden. Soch ich mich Ihnen anvertrauen? Kann ich Ihnen sagen wie mir ist? Ich habe meine unwandelbare Richtung verlohren; mein Auge schweift ab, meine Phantasie träumt, mein Verstand ist irre. Daß man so vieles begehrt und so wenig haben kann, das macht unser Unglück. Ich versuche mich mit Sentenzen einzuschläfern, ich treibe mich viel herum, aber alles will nicht helfen; die Geschäftsmänner kommen mir umständlich und pedantisch vor, und die Leute von gutem Ton ekeln mich gar an. Lange darf es nicht so mit mir bleiben. Aber

wer kann, wer will mich hieraus retten! Schreiben Sie mir ob ich kommen soll, sagen Sie ob ich Erlösung hoffen darf. Verzeihen Sie diesen sinnlosen Brief. Ich fühle seine ganze Ungereimtheit, aber entschuldigen Sie ihn mit meinem Zustand. Alles was ich sagen könnte, ist zu viel oder zu wenig."

Der erste Eindruck, den dieser Brief auf Camillen machte, war eben so seltsam; sie fühlte nichts als das Entzücken, sich wieder geliebt zu sehen. Wie durch einen Zauberschlag veränderte sich ihr ganzes Wesen, Alles um sie her schien ihr rosenfarben und ihr Blut hüpfte in den Adern. Sie mußte ihn mehreremal lesen, um das Unverständliche, das Widersprechende darin erst wahrzunehmen. Was wollte er damit? Was verlangte er eigentlich? Und war es nicht an ihm, sich zuerst ganz und ohne Hinterhalt zu erklären? Nach und nach wurde es ihr klarer; sie kannte die ehrgeitzigen Absichten des Grafen, sie wußte, daß er auf eine reiche Heirath rechnete, um seine Güter schuldenfrey zu machen und durch Verschwägerung mit einer

angesehenen Familie seinen Einfluß am Hofe zu vermehren. Aber die Freude, geliebt zu seyn, behielt die Oberhand; was war in ihren Augen die Macht des Ehrgeitzes gegen die Allgewalt der Liebe, und wie hätte sie glauben können, daß der Graf ihr widerstehen würde? Sie beschloß nicht zu antworten und seine Ankunft zu erwarten.

Der Graf kam unvermuthet wieder. Er fand Camillen nicht bey der Gesellschaft, und flog, sobald er mit Schicklichkeit konnte, in den Park der Einsiedeley zu. Er kommt an und sieht durch das kleine Fenster Camillen, wie sie Blumen im Schooß hat und Kränze daraus windet. Er stürzt zur Thür hinein. Sie erschrickt und schreyet laut auf; er wirft sich ungestüm vor ihr nieder, unwillkührlich streckt sie die Arme nach ihm aus; er drückt sie an sich, ihre heißen Wangen berühren sich; endlich windet sich Camilla, aus seiner langen Umarmung. Stumm und beschämt scheueten sie sich einander anzublicken. Der Graf wollte sich fassen und fing von gleichgültigen Dingen zu

sprechen an; Camilla vermochte nicht zu antworten, als durch einen Strom von Thränen. Sie verhüllte ihr Gesicht und winkte dem Grafen sie zu verlassen. Schaam, Zweifel, Argwohn, Hoffnung und Liebe kämpften in ihrer Brust.

An demselben Abend erhielt sie vom Grafen folgende Zeilen: Zürnen Sie nicht, edles Mädchen! nicht wir, die Liebe selbst hat uns verrathen. In Ihre Hand lege ich jetzt meine Ruhe, all mein Erdenglück, über meine Bestimmung, über mein Schicksal bin ich selbst nicht mehr Herr. Ist Ihnen meine Liebe, meine Achtung genug, so machen Sie mich zum glücklichsten Menschen und ich werde Sie wie ein höheres Wesen verehren. Mehr anbieten kann ich Ihnen nicht. Daß dieses Mehr wenig oder nichts sey, davon will ich Sie weder überreden noch durch Gründe überzeugen. Das Weib darf alles ihrer Liebe aufopfern; bey dem Mann hat das Herz nur die zweyte Stimme. Ist Ihre Liebe stark genug um alles andere für nichts zu achten, so lassen

Sie

Sie mich statt aller Antwort eine Rose an Ihrem Busen sehen."

Erstaunen und Unwillen wechselten in Camillens Seele, als sie diesen Brief las. Sie zerriß ihn, sie warf ihn zu Boden, der Graf war ihr jetzt verächtlich, der Uebermuth, die Selbstsucht der Männer erschien ihr in ihrer ganzen Widrigkeit. Sie schwur sich selbst, keinem mehr zu glauben, keinem zu trauen, und sie hat sich Wort gehalten. Acht Tage darauf gab der Graf Constanzen seine Hand, und reis'te mit ihr auf seine Güter.

Hier schloß Ottilie ihre Geschichte. Es erfolgte eine kurze Pause. Altomar unterbrach das Stillschweigen. Verzeihen Sie, schöne Ottilie, sagte er, wenn ich gegen Ihre Verurtheilung unseres Geschlechts protestire. Worüber haben Sie sich eigentlich zu beklagen? Der Graf hat Sie seinem Ehrgeitz, und Sie den Grafen Ihrer Ehre aufgeopfert. Mich dünkt, das hebt sich ungefähr gegen einander auf. Ottilie schwieg unwillig still. Madame Bianchi schalt ihn wegen dieser ungebührenden Rede: aber der

Doctor nahm ihn in Schutz. Etwas wahres, versetzte er, möchte doch an Altomars Behauptung seyn; es scheint nehmlich, als ob jede Liebe ihr Maaß und ihr Ziel hätte, so viel hält sie aus, aber keinen Gran drüber. O Pfuy, rief Julie, wer wird die Liebe mit der Schneiderelle messen und nach der Goldwaage taxiren wollen? Laßt Euere Anmerkungen und gebe Jemand geschwind eine neue Geschichte zum Besten.

Thalheim nahm das Wort. Man hat gesagt, daß Liebe ohne Gegenliebe aus Mangel an Nahrung bald in sich selbst erlösche; aber ich habe leider das Gegentheil davon erfahren. Mit Recht schildert man den Amor als ein blindes Kind, denn er treibt nach seiner Willkühr ein grausames Spiel mit uns. Hören Sie die Geschichte einer nicht erwiederten Liebe, die in meinen Kinderjahren ihren Anfang nahm und noch immer fortdauert. Nicht weit von dem Gute meines Vaters wohnte einer seiner Jugendfreunde mit seiner Familie. Da ich zu Hause allein war, so erlaubte man mir den

größten Theil des Tages bey den Kindern unsers Nachbars zuzubringen. Langeweile und Geselligkeit trieb mich immer wieder zu ihnen und bald fesselte mich ein andrer Reitz. Außer zwey raschen Knaben, wovon der eine älter als ich und der andere von meinem Alter war, spielte ich noch mit der kleinen Julie, die, obgleich mehrere Jahre jünger, doch wilder als wir alle war. Ich erinnere mich noch, daß ich mich zuerst vor ihrem hastigen Wesen scheuete, und nur allmählig gewöhnte ich mich an sie. Doch eben diese Kühnheit, diese fortreißende Entschiedenheit war es, was mich bezwang und mich ganz ihrer Herrschaft unterwarf. Bey ihren Brüdern traf sie Widerstand, ich nahm ihre Befehle willig an, und fand sogar ein Vergnügen daran ihr zu gehorchen. Von Natur war ich mehr still und nachdenklich als dreist und unternehmend, und die frühesten Eindrücke meiner Kindheit hatten mich sanft und zärtlich gestimmt. Die kleine Julie konnte zwar meine Neigungen nicht ändern, aber mein Thun und Lassen stand ganz in ihrer Gewalt, ich mußte laufen, klettern, ringen

wie sie und ihre Brüder; wollte ich mich davon ausschließen, so strafte sie mich mit einer verachtenden Miene, die ihr besonders wohl stand, und dann wäre ich, um sie wieder gut zu machen, ins Feuer gelaufen, wenn sie es hätte haben wollen. War ich in unsern kleinen oft blutigen Gefechten, wozu sie mich immer aufmunterte, besiegt oder verwundet worden, so bedauerte sie mich nie, ja, sie lachte mich aus, wenn ich mein Schicksal nicht ganz heldenmüthig ertrug. Als wir größer wurden, so vertauschten wir unsere kriegerischen Spiele gegen die Jagd und andere Leibesübungen. Julie war überall die erste, und woran sie nicht selbst Theil nehmen durfte, dazu begeisterte sie uns durch ihre Gegenwart, durch Lob und bittern Spott. Ich kann hier nicht unterlassen einige kleine Begebenheiten anzuführen, die charakteristisch sind und in unserm damaligen Leben Epoche machten. Eines Tag's, da Julie mit mir allein im Garten war und sie nach ihrer Gewohnheit neckend vor mir her lief, bemerkte sie auf dem Gipfel eines Baum's einen schönen goldgelben Apfel,

der allein hängen geblieben war. Geschwind, Theodor, rief sie, indem sie auf den Gipfel zeigte, hol mir den Apfel dort, ich muß ihn haben. Es zu verweigern kam mir gar nicht in den Sinn, ob mir gleich vor der Höhe des Baum's schauderte; ich stieg nicht ohne Angst an den alten Aesten hinauf, kam glücklich oben an, brach die Frucht unter dem Freudengeschrey Juliens, aber ich sollte nicht eben so glücklich zurückkommen, ein morscher Zweig, dem ich mich anvertrauete, brach und ich stürzte von der halben Höhe des Baum's herunter. Julie sprang herbey, sie richtete mich wieder auf, und da sie sah, daß ich keinen Schaden genommen hatte, so nahm sie mir den Apfel, den ich festgehalten hatte, aus der Hand, und sprang lachend um mich herum, ohne ein Wort zu sagen. Diese Gleichgültigkeit kränkte mich, ohne mich zu beleidigen, es war mir als müßte es so seyn. Von diesem Fall behielt ich eine Narbe, und ich freuete mich darüber, als über das Zeichen meiner Loyalität, auf die ich stolz war; auch sieht man noch hier an der Stirn die Spur davon. Zeigen Sie doch, rief

Julie, und wendete sich rasch zu ihm, und sie lächelte freundlich, als sie sie erblickte.

Thalheim kam dadurch etwas aus seiner Fassung; als er sich gesammelt hatte, fuhr er fort. Einen andern eben so unbedeutenden Vorfall kann ich hier auch nicht vorübergehen. Bey einem kleinen Kinderfeste, das meine Eltern uns gaben, brachte es das Spiel mit sich, daß Julie mir einen Kuß geben sollte. Sie weigerte sich hartnäckig. Die kleine Gesellschaft lachte und flüsterte sich einander in die Ohren; einige nannten uns zum Scherz Braut und Bräutigam. Da Julie dieß hörte, ward sie entrüstet, sie vergoß Thränen des Unmuths, verließ das Zimmer und kein Zureden, kein Bitten konnte sie abhalten allein nach Hause zu gehen. Als ich sie den folgenden Tag sah, war sie härter und trotziger als vorher gegen mich. Sie rechnete es mir zum Verbrechen an, daß man so etwas über sie hatte sagen können. Das zunehmende Alter entfernte mich immer mehr von ihr; ihre Brüder hatten das väterliche Haus verlassen und so fiel der Vorwand meiner täglichen Besuche

ganz weg. Ich suchte sie nun auf Spatziergängen, in der Kirche und sogar an solchen Orten auf, wo es ganz unwahrscheinlich war sie anzutreffen. Meine empfindsame Periode war damals eingetreten, ich war 16 Jahre alt. Ich floh alle Menschen und begab mich, so oft ich konnte, in die tiefste Einsamkeit; dort klagte ich den verschwiegenen Bäumen meine Leiden und seufzte mit den Nachtigallen. Ich schrieb dicke Bände voll Elegien und Nachtgedanken, worin ich mich auf das bitterste über mein unsägliches Elend beschwerte und dem Schicksal deshalb Vorwürfe machte, und doch war mir bey alle dem recht wohl und ich hätte meinen Schmerz um keinen Preiß hergegeben. Wenn ich allein in den Buchenhainen und an den rauschenden Bächen umherirrte, hielt ich immer Zweysprache mit meiner Grausamen und suchte sie durch die rührendsten Reden zum Mitleid zu bewegen; sah ich sie aber einmal, so war ich ganz stumm und führte mich so linkisch, so abgeschmackt auf, daß ich ihr höchst lächerlich vorkommen mußte. Auch nahm sie gar keine Kunde von mir, und eine

zärtliche Epistel, die ich ihr endlich zuzuschicken gewagt hatte, kam unversiegelt wieder zurück. In meinem siebzehnten Jahre reis'te ich auf eine Universität, um das Recht zu studieren. Den Abend vorher nahm ich Abschied von Julien und ihren Eltern. Sie begleitete mich zurück bis an die Gartenthür. Ganz entzückt über diese Huld wollte ich ihre Hand fassen und ihr meine Liebe gestehen; aber sie zog die Hand zurück, drehte sich rasch um und wünschte mir eine glückliche Reise. Nach vier Jahren kehrte ich, dem Herzen nach derselbe, zurück. Meine Schüchternheit, meine Grundsätze hatten mich von allem weiblichen Umgang zurückgehalten; Juliens Bild war mir immer gegenwärtig geblieben, aber es hatte sich mehr ins Innere zurückgezogen. Als ich ankam, fand ich Julien bey meiner Mutter, ich erkannte sie nicht, so sehr hatte sie sich verändert. Ihre Gestalt hatte sich schön ausgebildet und alle Reitze, die ihr als Kind schon so viel Anziehendes gegeben, waren jetzt völlig entwickelt. Wir sprachen uns nur wenig, aber jedes Wort von ihr, jeder Blick entzündete

wieder in mir die alte Gluth. Ich sah sie jetzt oft, bald in ihrem, bald in unserm Hause, und sie fesselte mich immer mehr. Der kindliche Trotz war jetzt in jungfräuliche Sprödigkeit übergegangen, ihre Wildheit hatte sich in rasche Munterkeit verlohren; sie konnte noch immer muthwillig und ausgelassen fröhlich seyn, aber in ihren Augen, in ihrem ganzen Wesen, lag eine zurückschreckende Hoheit, die jeden in der Ferne hielt. Mein Vater war indeß gestorben, ich trat die Güter an, und meine Mutter drang nach üblicher Mutterart in mich, mich zu verheirathen, und schlug mir bald diese bald jene von meiner Bekanntschaft vor. Bey mir war es aber schon beschlossen, entweder Julie oder keine. Ihr Herz war noch frey, das wußte ich, das las ich in der heitern Unbefangenheit ihres Gesichts; also war noch Hoffnung da, sie zu gewinnen; aber noch schien sie eben so gleichgültig gegen mich zu seyn als je. Sie hatte nichts wider mich, aber sie gab mir auch nicht den mindesten Vorzug vor jedem Andern. Ich beschloß ihr mein ganzes Herz darzulegen, und ihr zu

gestehen, was sie auch ohnedem schon wissen konnte. Sie hörte mich gütig an und antwortete mit ernster Miene und ohne Ziererey: „Ich danke Ihnen für Ihre gute Meinung und für Ihr Zutrauen; aber ich bedauere, daß Sie gerade mich zum Gegenstand Ihrer Liebe gewählt haben. Ich weiß, fuhr sie fort, daß die Männer uns zu beehren glauben, wenn es ihnen einfällt uns zu lieben; und daß viele von uns durch ihre Schwachheit Euch darin bestärken; aber bey mir ist das anders. Ich ergebe mich nicht dem ersten, besten; meine Liebe muß man sich verdienen, sie will erworben seyn. Giebt man sich doch, setzte sie lächelnd hinzu, um ganz geringfügige Dinge so viele Mühe, und ein Weiberherz sollte allein so wohlfeil zu erkaufen seyn?“ — Was einen Andern vielleicht abgekühlt hätte, das erhitzte meine Leidenschaft nur noch mehr. Sie muß dein werden, rief ich mir zu, koste es auch Jahre voll Entsagung und peinlicher Anstrengung! Sie fordre, sie verlange nur, ich will mich ganz in ihren Willen fügen. Jetzt fing ich an ihre Neigungen zu studieren

und ihr ihre geheimsten Wünsche und Launen abzulauschen. Ich kannte ihren Hang zur Wohlthätigkeit, ihre Begierde zu helfen, und ihre Freude glückliche Menschen um sich her zu sehen. Womit konnte ich mich Juliens würdiger machen, als wenn ich ihr hierin ähnlich zu werden suchte? Mein Vater war Officier gewesen und hatte seine Güter und seine Unterthanen sehr vernachlässigt. Die Dorfschaften waren durch Unglücksfälle und Mangel an Vorsorge sehr heruntergekommen. Neben wohlgebauten Häusern erblickte man schmutzige Hütten mit Strohdächern; viele Familien hatten gar kein Eigenthum, und auf den Straßen lagen zerlumpte schon verwelkte Kinder, die um Brod bettelten. Der Druck des Herrendienstes lag schwer auf jedem Bauer. Wollte ich ihnen wirklich helfen, so mußte ich damit anfangen, sie gegen eine geringe Entschädigung von diesen lästigen Dienstpflichten zu befreyen. Ich that es und gab zur Bezeichnung ihrer neuen Freyheit und zum Pfand unseres künftigen guten Einverständnisses meinen Dörfern ein ländliches Fest.

Julie, die nichts mehr liebte als fröhliche Gesichter, überraschte mich mit ihrer Mutter. Sie war an diesem Tage besonders liebenswürdig; ihre Freude hatte etwas Mittheilendes, Belebendes; man sah, man bemerkte nur sie; es schien als wüßte man, welchen Antheil sie an diesem Tage habe. Ich theilte ihr einen Plan mit, wie ich nach und nach den ärmern Bauern Unterhalt und eignes Land verschaffen, ihnen reinliche Wohnungen erbauen, durch verbesserten Unterricht ihre erschlaffte Thätigkeit wecken und ihre Sitten veredeln wollte. Ich bat sie um guten Rath, um ihre Unterstützung bey diesem mühsamen Werk; sie versprach mir ihren Beystand und übernahm die Sorge für die Weiber und jungen Mädchen. Wir gingen rasch ans Werk. Julie war mir von großem Nutzen. Die Weiber verstehen sich überhaupt mehr auf die kleinen immer wiederkehrenden Bedürfnisse des Lebens, und besitzen die schwere Kunst zu geben, die den Männern ganz fehlt. Unser gemeinsames Geschäft machte uns vertrauter; wir sahen uns öfter, unsere Gespräche wurden länger und interessanter. Sie wurde

offner und freundlicher gegen mich; aber dem, was ich begehrte, kam ich deshalb um keinen Schritt näher; sie blieb immer gleich kalt und gleichgültig. Ich beklagte mich bitter über Härte, über Grausamkeit, aber umsonst. Ich werde nie meine Hand vergeben ohne mein Herz, antwortete sie, und auch Sie würden mit einem halben Geschenk nicht zufrieden seyn. Wenn ich auch kein Bild von ächter Liebe in meiner Phantasie hätte, so würde ich doch an Ihrem Beyspiel hinlänglich sehen, daß sie etwas ganz Anderes seyn muß, als was ich für Sie fühle. Mir ist ganz wohl und leicht bey Ihnen, und Sie beklagen sich über Unruhe und ich weiß nicht welche Schmerzen.

Meine Lage wurde nun immer peinlicher. Die Einsamkeit schärfte meine Gefühle, mit jedem Tage erschien sie mir reitzender, unwiderstehlicher. Ein günstiger Zufall schien mir geben zu wollen, was ich durch meine Liebe nicht gewinnen konnte. Eines Abends komme ich auf meinem gewöhnlichen Spatziergang

vom gewöhnlichen Wege ab und streife herum, ohne zu wissen wohin. Auf einmal höre ich eine klägliche Stimme ängstlich um Hülfe rufen. Ich springe eilend dem Ton nach, der mir bekannt vorkommt. Jetzt komme ich auf einen Hügel, schaue rings um mich her und erblicke Julien, die am Ufer des Sees, der unter mir lag, zitternd hin und wieder lief, und immer stärker rief. Mit Pfeilesschnelle fliege ich zu ihr herunter; sie sieht mich und zeigt zitternd und ganz außer sich auf den See, und nun erblicke ich den obern Theil einer Gestalt, die von dem Wasser bald in die Höhe gehoben wird, bald wieder verschwindet. Ich stürze hinein, ich arbeite auf die Gestalt los, die schon dem Untersinken nahe war, ergreife sie und in wenigen Minuten kehre ich, ein Kind auf dem Arm, zu Julien zurück. Es war ihre kleine Schwester, ihr Liebling und Zögling, sie hatte am Ufer Blumen gepflückt und war ausgeglitscht. Julie drückte erst das liebe Kind, dann ließ sie es los, fiel mir um den Hals und dankte mir mit heißen Thränen. Es war der schönste Augenblick meines Lebens.

Ich war ganz außer mir; ich konnte nicht reden, ich vergoß Freudenthränen. Juliens Kuß hatte mir den Himmel aufgethan, alle Hoffnungen lebten wieder in mir auf, meine Seele zerfloß im Uebermaaß so vieler neuen Gefühle. Ich führte Julien nach Hause, ich sprach ihr von meiner Liebe, sie hörte mich freundlich an und beym Weggehen drückte sie mir die Hand. Nun gab ich allen Zweifeln den Abschied und berauschte mein Herz mit süßer Liebeslust. Freudetrunken eilte ich am andern Morgen wieder zu Julien, sie schien verlegen zu seyn, sie dankte mir nochmals, aber wie ganz anders als am vorigen Abend! Ich war betreten, stumm; sie bemerkte, was in mir vorging, und unterbrach endlich das Stillschweigen. Ich muß mich bey Ihnen anklagen, sagte sie, ich habe mich selbst hintergangen, und es ist nicht erlaubt zu irren, wenn wir dadurch einen Andern mit falschen Hoffnungen täuschen. Die gestrige Scene hat mich überrascht, mein Gefühl hat mich betrogen, der Ausdruck meiner Dankbarkeit war dem der Liebe so ähnlich, daß ich selbst

einen Augenblick an mir irre war. Ruhe und eine strenge Prüfung meines Innern hat mich wieder zur Besinnung gebracht. Ich verdanke Ihnen das Leben eines mir theuern Wesens; empfangen Sie dafür meine Freundschaft, meine Achtung, mein Vertrauen, aber Liebe kann ich Ihnen nicht geben. Ich glaubte, sie ließe sich erwerben, und vertröstete Sie damit; aber auch hierin habe ich mich betrogen. Verlassen Sie die Einzige, die wider ihren Willen undankbar scheinen muß; Sie werden tausend schönere und bessere Mädchen finden, die Ihre Liebe erwiedern werden. Ich ging von ihr mit Empfindungen im Herzen, deren Bitterkeit sich nicht beschreiben läßt. Um mich zu zerstreuen, um andere Gegenstände zu sehen, beschloß ich eine Reise zu machen, und so bin ich hieher in dieses gastfreye Haus gekommen. Wie ich aber die, vor der ich fliehe, hier, wo mich alles an sie erinnert, vergessen lernen will, das begreife ich noch nicht. Hier endigte der treue Thalheim.

Die muntere Julie war während dem Anhören dieser sehr wahrhaften Geschichte

mehr

mehr als einmal in Verwirrung gerathen, und hatte die Augen niedergeschlagen, um sich nicht zu verrathen. Nur die Frau vom Hause wußte, daß sie die anonyme Heldin dieser Geschichte war, und der einzige Gustavson, der sie nicht ohne Wohlgefallen verstohlen betrachtete, hatte ihr verdächtiges Erröthen beym Schluß der Geschichte bemerkt. Es wurde viel über das Erzählte gesprochen, und jeder wußte etwas heraus zu ziehen, womit er seine Erfahrungen und seine Lieblingsmeinung unterstützte. Altomar behauptete, es wäre in dem ganzen Benehmen dieser Julie viel Caprice, er wäre überzeugt, daß es sie sehr ärgern würde, wenn Thalheim sich eine andere Schöne suchte. Er setzte noch hinzu, daß er sehr die Bekanntschaft dieser furchtbaren Grausamen zu machen wünsche. Julien verdroß der spöttisch eingebildete Ton, mit dem er das sagte. Thalheim, erwiederte sie, wird Ihnen wohl auf Ihr Begehren Juliens Addresse geben, rächen Sie ihn, rächen Sie Ihr ganzes Geschlecht an dieser Rebellin; ich wette darauf, es kann Ihnen nicht fehlen.

Manfredo kam ganz in Feuer; man liebt nur einmal, rief er aus, und nur Eine. Tausend Reitze und Schönheiten können uns unempfindlich gelassen haben, dann sehen wir plötzlich eine Gestalt, die uns seltsam bewegt, wir fühlen unser Innerstes getroffen, es ist um unsere Kälte geschehen, die war es, die immer vor unserer Phantasie schwebte, die wir in unsern Träumen sahen, nach der wir uns so sehnten; wir haben sie nun erblickt, vielleicht um sie nie wieder zu sehen, es ist uns nicht vergönnt, ihr näher zu kommen, sie verschwindet wieder, ehe wir sie erkannt haben, aber der Stachel der Leidenschaft sitzt tief im Herzen, und wir sind verurtheilt, uns das ganze Leben hindurch in fruchtloser Liebe zu verzehren.

Gustavson ging nicht so weit, er schien aber der Meinung geworden zu seyn, daß in der Liebe eine Art von Vorherbestimmung herrsche, und daß die Ehen im Himmel geschlossen würden. Juliens schwarze Augen hatten sein bisheriges Weibersystem ganz wankend gemacht, und er wünschte in Geheim, daß sie nach der

bekannten Lehre des Plato die ihm beschiedene Hälfte seiner Seele seyn möchte.

Anselmo versetzte, es wäre mit der Liebe wie mit der Sonne, sie ginge auf über Gute und Böse; zuweilen falle sie auf einen unfruchtbaren Acker, zuweilen auf einen trefflich zubereiteten Boden, wo sie denn gar lustig in die Höhe schösse, bisweilen aber auch viel Unkraut erzeugte. Wilhelmine, die Blonde, hatte sich indeß Thalheim genähert, und ihm mancherley Fragen gethan; sie gab ihren zärtlichen Augen die gefährlichste Richtung, und manövrirte damit so kunstverständig, daß Julie sie zu unterbrechen für gut fand, und zu einer neuen Geschichte ermunterte. Madame Bianchi hielt sich ganz ruhig, sie übersah mit beobachtendem Auge und mit einem etwas schadenfrohen Lächeln ihre bunte Gesellschaft, die sich immer mehr für einander zu interessiren anfing. Die Reihe zu erzählen traf Wilhelminen, und sie begann wie folgt:

In meinem 16ten Jahre verheirathete man mich an einen Mann, der mein Großvater

hätte seyn können. Um meine Einwilligung war ich gar nicht gefragt worden, auch hatte ich noch keinen Willen; ich war ein erwachsnes Kind und kannte keine andre Neigung als die, mich zu putzen, schöne Zimmer zu haben und befehlen zu können. Man hatte mir viel von dem herrlichen Leben erzählt, das ich im Hause meines künftigen Mannes führen würde. In unserm Hause ging es sehr einförmig her, jede Veränderung war mir also willkommen. So that ich den ernsthaften Schritt der Ehe, ohne nur im Mindesten die Bedeutung, ja, nur den Zweck davon zu ahnden, und ich lernte ihn auch nicht kennen. Marino, mein Gemahl, war ehedem schön gewesen, und hatte, wie ich später erfuhr, viel Glück bey den Weibern gemacht, sein Verstand war sehr scharf und gebildet, sein Charakter durchaus wunderlich und bizarr. Er nahm eine junge Frau hauptsächlich aus Eitelkeit, oder weil er eine Hausfrau und eine besorgte Pflegerin seines Alters haben wollte, vielleicht auch aus andern Launen, die ihn bisweilen anwandelten. Seine Freude war mich zu unterrichten und mich für seine Geschäfte zu bilden.

Da es mir nicht an Empfänglichkeit mangelte, und das Neue der Sache mich interessirte, so gelang es ihm auch, mich den ganzen Tag ernsthaft zu beschäftigen. Er lehrte mich mehrere Sprachen, ließ sich von mir vorlesen, hielt mich zum Hausregiment an, und sah es gern, wenn ich die Stelle eines Secretärs bey ihm vertrat. Meine Gelehrigkeit, mein anstelliges Wesen machte ihn heiter und froh, er überhäufte mich mit Geschenken und Schmeicheleyen. Eine seiner Eigenheiten war, daß er es nicht leiden konnte, wenn ich mit Weibern Umgang hatte, ja er sah es ungern, wenn Marianne, meine Schwester, oft zu mir kam und lange blieb. Dagegen brachte er oft Männergesellschaft zu mir, er führte dann Gelegenheiten herbey, wo ich meine erworbenen Kenntnisse zeigen konnte, und es gefiel ihm, wenn ich Beyfall erhielt. So lebten wir die ersten zwey Jahre zufrieden und einig, und ich wußte mich über nichts anders zu beklagen, als über seinen Jähzorn, der ihn bey unbedeutenden Vorfällen oft überfiel, und den er dann auch an Unschuldigen ausließ. Indeß hatte ich doch oft eine unbehagliche Stimmung,

ich war unzufrieden, mißvergnügt mit meiner Lage, meine gewöhnlichen Geschäfte ekelten mich an, ich war ungeduldig und sehnte mich ich wußte selbst nicht wonach. Um diese Zeit waren drey Fremde nach unserm Wohnort gekommen, und zogen die Aufmerksamkeit der Stadt auf sich. Sie verweilten da, ohne einen Beruf dazu zu haben, weil ihnen die anmuthige Lage des Orts gefiel. Mit den Einwohnern ließen sie sich in keinen freundschaftlichen Verkehr ein, stets waren sie bey einander und hatten gewöhnlich eine beschäftigte Miene, ohne daß man sie doch etwas thun sah. Ihre Kleidung, so wie ihr Gang und äußeres Wesen, hatte einen ausländischen etwas phantastischen Zuschnitt, es lag nichts Lächerliches, Uebertriebenes oder Altmodisches darin, aber etwas, was nicht für die gegenwärtige Zeit paßte, ich möchte sagen, etwas Zukünftiges. Wenn sie nicht vermeiden konnten in Gesellschaften oder an öffentlichen Orten zu seyn, so stachen ihre eigenen freyen Manieren sonderbar gegen den Weltton ab. Meistens gaben sie sich nur mit den originellen Menschen ab, wovon man auch im kleinsten Ort wenig-

stens Einen findet, und je närrischer, je abgesonderter und in sich selbst verlorner diese waren, mit desto mehr Liebhaberey hingen sich die drey fremden Sonderlinge an sie. Dagegen vermieden sie Alle, die durch Rang, Gelehrsamkeit oder sonst sich ausgezeichnet dünkten. Um die schönsten und geputztesten Mädchen und Frauen kümmerten sie sich gar nicht, und nur den von der Natur und den Menschen am meisten vernachlässigten schenkten sie ihre Aufmerksamkeit. So konnte es nicht fehlen, daß sie gar bald verschrieen wurden, und man erschöpfte sich in Vermuthungen über ihre Absichten und Gewerbe. Auch ich hatte viel von ihnen erzählen gehört, und sah sie endlich zufällig auf einem Spatziergang. Ihre dreiste Lebendigkeit in jeder Bewegung machte mich neugierig und zog mich an, doch überfiel mich das Neue, Ungewohnte in ihrem Wesen, ich schauerte unwillkührlich zusammen, und oft ist mir hernach dieses warnende Omen wieder eingefallen. Meine Erscheinung mußte ihnen auch aufgefallen seyn, denn sie sahen sich mehreremal um und schienen von mir zu sprechen. So seltsam auch der Eindruck war,

den sie auf mich gemacht hatten, so verwischten ihn doch Zeit und das alltägliche Leben bald aus meinem Gedächtniß, aber es war anders beschlossen, und dieses zufällige Zusammentreffen sollte für mich die wichtigsten Folgen haben. Eines Nachmittags, da ich allein in meinem Zimmer arbeite, kommt mein Mann mit einem Fremden herein, und stellt mir ihn unter dem Nahmen Sylva vor. Wie erschrak ich, da ich in ihm einen von den drey berüchtigten Freunden erkannte, und zwar den, der sich am öftesten umgekehrt und mich bedeutend angesehen hatte. Marino verließ uns sogleich wieder. Ich habe jetzt dringende Geschäfte, sagte er zu ihm, bis ich mich frey gemacht habe, unterhalten Sie Sich mit meiner Frau. So befand ich mich mit ihm allein und gerieth in sichtbare Verlegenheit. Er spann sogleich aus den am nächsten liegenden Gegenständen ein Gespräch an, und setzte es so unbefangen fort, und knüpfte das Interessantere so natürlich daran an, daß meine Verwirrung unvermerkt verschwunden war, und mir wohl wurde. Mein Mann kam bald

wieder, so schien es mir wenigstens, die Unterhaltung wurde allgemein, Sylva ging, nachdem er seine Absicht erreicht hatte und eingeladen worden war, wieder zu kommen. Marino sagte vieles zu seinem Lobe, ich tadelte Einiges an ihm und ward dafür ausgescholten. Ich war zerstreuet oder vielmehr zu sehr beschäftigt; um ungestört meinen Gedanken nachzuhängen, gab ich Kopfweh vor und verschloß mich den ganzen Abend. So hatte noch keiner mich eingenommen, ja, es war mir als wäre er eigentlich der erste Mann, den ich je gesehen hätte. Ich fühlte eine große Veränderung in mir vorgehen, ich durchlief ängstlich alle meine bisherigen Verhältnisse und fand zu meinem Erstaunen nichts Haltbares darin. Ich erschrak vor meinem Zustand, das Alte zerfiel in mir, und doch hatte ich noch nichts Neues. Ich sank in eine Art von Betäubung, in einen fast besinnungslosen Zustand, der aber äußerst angenehm war. Eine Menge lebhafter Bilder drängte sich vor meinen verschloßnen Augen vorbey, die wunderlichen Gestalten erhitzten mich, mein Herz klopfte, ich

glaube zum Erstenmal; ich fühlte mich ganz umgeschaffen und neue Sinne in mir erwachen. Die Nacht brachte ich in unruhigen Träumen zu, den andern Morgen war ich ruhiger, aber ganz anders wie sonst, ich war klarer, muthiger, entschloßner. Sylva kam wieder, Marino war nicht zu Hause, wir setzten unser gestriges Gespräch gleichsam nur fort, und wir faßten gleich ein gegenseitiges Zutrauen zu einander, so wie Freunde, die nach langer Trennung sich noch als die Alten wiederfinden. Alles, was er sagte, bestätigte sich einander und floß nur aus Einer Stimmung, es schien, als könnte er von nichts Anderem als von Empfindungen sprechen, und auch wenn von Liebe gar nicht die Rede war, so lag doch in jedem Wort, im Ton seiner Stimme und in jeder Gebehrde etwas Zärtliches. Dabey war er gar nicht süßlich, kein schmachtender Seladon, es war keine angenommene Manier, sondern seine eigene Natur. Er hatte mich kaum einige Stunden gesprochen, so gestand er mir seine Liebe, und so wie er von Liebe sprach, so

faßte er auch meine Hand und ich konnte seinem einschmeichelnden dringenden Wesen nicht widerstehen; wir sanken uns in die Arme, und nun wußte ich, was Liebe war, und daß ich ihn liebte. Von dieser Stunde an war unser Verhältniß bestimmt und geschlossen, was ich damals für ihn fühlte, das fühlte ich immer und das fühle ich für ihn noch. Marino erschien mir jetzt in einem widrigen Lichte; offenbar hatte er mich betrogen, seine selbstischen Prätensionen, seine Launen, seine auffahrende Hitze wurden mir unausstehlich, mein Verstand sprach mich von aller Verbindlichkeit los, denn ein eheliches Band hatte nie zwischen uns Statt gehabt und mein Herz hatte nie an ihm gehangen. In der ersten Hitze der Liebe und des Zorns wollte ich mich ganz von dem Unwürdigen trennen; aber ich würde alle meine Verwandten gegen mich gehabt haben und auch Sylva rieth mir davon ab. Also ward beschlossen, den Schein zu schonen, aber der Liebe ihr Recht widerfahren zu lassen. Sylva war damals unsre tägliche und beynah einzige Gesellschaft; Marino sah ihn gern und

hatte auch nichts dagegen, wenn er in seiner Abwesenheit blieb. Wir errichteten eine Liebespost und gaben uns so schnelle und sichere Signale, als nur immer der neu erfundene Telegraph. So vergingen die vier angenehmsten Wochen, die ich verlebt habe; aber bald sollten diese ungetrübten Freuden gestört werden und Stürme auf diese heitern Tage folgen. Sylva hatte seinen beyden Freunden von seiner neuen Bekanntschaft viel erzählt und sie neugierig gemacht, das Beste und Heimliche davon, was sie würde zurückgehalten haben, ihnen aber verschwiegen; sey es, daß er sich ganz sicher glaubte, oder daß es ihm schmeichelte, wenn seine Geliebte auch andere Verehrer hätte. Um es kurz zu machen, beyde ließen sich in unser Haus einführen, zuerst Paulin, und einige Wochen darauf Robert. Ich muß Ihnen, ehe ich weiter gehe, eine kleine Skizze von der Gestalt der drey Helden meines Romans entwerfen, denn man kennt Niemand eher, als bis man ein Bild von seinem Aeußern hat. Keiner von ihnen war schön, keiner war mißgestaltet, alle drey hatten

lebendige, charakteristische Gesichtszüge, Sylva hatte etwas Frisches, Weichliches, Ueppiges, in einander Fließendes, Paulin's Physiognomie war mehr verborgen, zusammengehalten und besonnen, doch hatte er einen spöttischen, etwas komischen Zug im Gesicht, der ihn verrieth und ihm gar nicht wohl stand, wenn er Empfindungen ausdrücken wollte. In Roberts Gesicht konnte man nichts lesen, als suchende Unruhe und Leidenschaftlichkeit, seine Züge waren immer gespannt, sein Körper in steter Bewegung und sein ganzes Wesen in solch ewigem Wechsel, daß ich ihn lange Zeit wie ein Räthsel anstaunte. Paulin nahm sich ganz anders gegen mich und Marino als Sylva, er hatte wenig Gefälliges und Einschmeichelndes, aber er erzählte sehr gut, die Schärfe seines Verstandes imponirte und sein beißender Witz hob jedes Gespräch. Die Consequenz, das Ueberlegte und Feyerliche in seinem Wesen gefiel meinem Manne sehr; Paulin benutzte dieß und wußte sich bald im Hause unentbehrlich zu machen. Sylva freuete sich einen Zeugen oder einen Gegner an ihm zu finden,

und ließ nicht nach, bis auch Robert der Freund vom Hause wurde und uns auf gleichem Fuß besuchte. Es scheint ein Widerspruch zu seyn, aber die Erfahrung lehrt es, daß kein Liebhaber zufrieden ist, bis er einen Nebenbuhler gefunden, und nicht eher Ruhe hat, als bis er seiner wieder los ist. Robert, von dem beyde mir viel Wunderliches erzählt hatten, war mir, gleich bey seiner ersten Erscheinung, sehr aufgefallen. Er schien etwas verlegen und sprach doch sehr dreist, seine Manieren waren höflich, ja galant, und doch bekümmerte er sich um Niemand. In seinen Urtheilen war er kühn, schneidend, immer die Extreme berührend, von den gleichgültigsten Dingen sprach er mit großem Eifer und die wichtigsten Angelegenheiten schienen ihm nur zum Scherz da zu seyn, dagegen konnte ihn ein einziges Wort, ein Ton, ein Nichts in Feuer und Flamme setzen, er ward dann wider seine Gewohnheit beredt, alles regte sich an ihm, und dehnte sich aus und vergrößerte sich, und er bekam einen heroischen Ausdruck, den man gar nicht in ihm gesucht hätte. Er

beschäftigte sich anfangs nur mit meinem Mann, das Sonderbare in beyden zog gegenseitig jeden an, ihre Launen begegneten sich und stießen sich doch nicht. Robert studierte seine Eigenheiten, wie man ein seltnes Kunststück betrachtet, und Marino gewann ihn lieb, weil er sich gleichsam in ihm verjüngt sah. Gegen mich war er die erste Zeit höflich, aber frostig; entweder sah er mich als das Eigenthum eines Andern an, oder es war dieß eine Kriegslist, um desto schneller sich Eingang zu verschaffen. Auf unsern Spatziergängen führte er gewöhnlich meine Schwester und trieb sich muthwillig mit ihr herum; mußte er mir aber den Arm geben, oder war er sonst mit mir allein, so machte er Spaß, oder erzählte von seinen ehemaligen Liebeshändeln. Paulin verlohr bald seine erste Munterkeit, er wurde tiefsinnig, heftig und sprach wenig in Gesellschaft, gegen mich blieb er sich immer gleich, und waren wir allein, so bemühte er sich unterhaltend und heiter zu seyn, seine stille Anhänglichkeit ohne alle Ansprüche rührte mich, ich war freundlich gegen ihn, um we-

nigstens nicht den Vorwurf der Undankbarkeit auf mich zu laden; denn sage man, was man wolle, die Liebe eines achtungswerthen Mannes legt uns Verbindlichkeiten auf, von denen kein zartfühlendes Weib sich freysprechen wird. Sylva scherzte über meinen neuen Liebhaber und es lag in seiner Sicherheit etwas, was mir mißfiel. In so kritischen Verhältnissen und mit so verschiedenen Gesinnungen vereinigte uns ein häusliches Fest, das ich hier anführen will, weil es zu einer sonderbaren Scene Anlaß gab, die gewissermaßen in dieser Geschichte Epoche machte. Marino feyerte meinen Geburtstag, und da er gern alles mit einigem Prunk that, so mußten die drey Freunde daran Antheil nehmen. Sylva hatte mich mit einem künstlich zusammengelegten Fächer und in Geheim mit seinem Bildniß beschenkt. Paulin brachte mir herrliche Rosenknospen, für die Jahreszeit, worin wir waren, eine große Seltenheit, und parfümirte Handschuhe, von denen er wußte, daß ich sie sehr liebte. Robert nahm gar keine Rücksicht auf die Zeit meiner Geburt; strich aber die Ge-

schenke

schenke der Andern sehr heraus. Am Morgen schon hatte ich mich nicht wohl befunden, allein ich verbarg es, um die Freude nicht zu stören. Der Abend kam herbey und das kleine Gelag fing an. Sylva war verstimmt und zwang sich lustig zu seyn; er trank wenig, vielleicht aus Furcht, sich zu verrathen, und ich merkte ihm an, daß er lieber mit mir allein gewesen wäre. Paulin war still und schien die Andern zu beobachten, er schenkte fleißig ein und warf zuweilen einen verstohlnen Blick auf Sylva, zuweilen auf mich. Robert fing sorglos und gleichgültig an, aber wenige Gläser Champagner versetzten ihn in eine rosenfarbne Laune, sein Gesicht leuchtete und glühte, er ließ einen Schwarm von Einfällen und Wortspielen wie Raketen in die Höhe steigen, und seinen leichten harmlosen Witz schillern und spielen. Marino ergötzte sich daran und reitzte ihn immer mehr. Robert prieß jetzt halb trunknen Muthes die schönen Weiber, Marino, der auch viel getrunken, ward redselig und erzählte Jugendgeschichten, Sylva hatte es nicht länger aushalten können und war fortgeschlichen; Pau-

lin saß wie auf Kohlen und suchte umsonst das Gespräch zu zügeln, oder wo andershin zu lenken. Indeß verschlimmerte sich mein Uebel immer mehr, das Lachen hatte mich angegriffen, Antheil an Sylva, Besorgniß für uns Alle beengte mir die Brust, ein halbes Glas Champagner verursachte mir eine ungewöhnliche Hitze, meine Pulse schlugen hoch auf, ich spürte Fieberschauer, und die Angst, im Fieber irre zu reden, vollendete das Maaß, ich sank in den Stuhl zurück und verlohr die Besinnung. Als ich wieder zu mir kam, fiel ein schwacher wunderbarer Schimmer mir in die Augen, der röthlich an der Wand hin und her gaukelte, ich fühlte mich äußerst matt und konnte nicht begreifen, wo ich sey und was mit mir vorgegangen. Wie ich mich besinnen wollte, um es herauszubringen, so schlossen sich meine müden Augen wieder. Da ich sie wieder aufthat, erkannte ich das Zimmer, ich fand mich auf meinem Bett und neben mir erblickte ich Robert auf einem Stuhl halb liegend, die Augen sorgsam auf mich gerichtet. Ich reichte ihm die Hand, er berührte sie nur

leise und ließ sie sogleich wieder los; jetzt erhob sich auch Paulin, der eingeschlummert war; er machte sich Platz an meinem Bett und erkundigte sich ängstlich nach meinem Befinden. Auf meine Frage, wo mein Mann sey, hörte ich, daß er bis um Mitternacht bey mir gewacht und sich dann auf sein Bett geworfen habe. Ich erfuhr nun nach und nach, daß ich mehrere Stunden in Fieberhitze gelegen, und daß man mir Hände und Arme habe halten müssen, auch habe ich viel phantasirt, doch hätte man nichts als den Nahmen meines Mannes oft wiederholen hören. Später sagte mir Marino selbst lachend, daß ich Paulin und Robert abwechselnd für ihn angesehen und sie geküßt und mit zärtlichen Nahmen genennt hätte. So wie Paulin zu mir kam, stand Robert sogleich auf und legte sich im Hintergrund des Zimmers auf ein Canapee, aber er konnte nicht einschlafen und wendete sich unruhig hin und her. Seit dieser Nacht änderte Paulin sein Betragen gegen mich, schon am andern Morgen benutzte er einen Augenblick, wo er mit mir allein war,

und gestand mir seine Liebe. Er hätte geschwiegen, sagte er, so lange er zwischen mir und Sylva ein näheres Einverständniß vermuthet hätte, aber nun habe er mehrere Gründe, das nicht mehr zu glauben, und wenn eine heftige Liebe sich Gegenliebe erwerben könne, so besitze er das größte Recht auf mein Herz, denn mein Verhältniß zu Marino sey zu ungleichartig, um mich binden zu können. Seine Erklärung überraschte mich, ich war noch gerührt durch seinen warmen eifrigen Antheil, und weicher als in gesunden Tagen, mit Sylva war ich unzufrieden, ohne recht zu wissen warum, kurz, alles vereinte sich mich gefällig gegen ihn zu stimmen. Ich antwortete wenig und ausweichend, aber ich ließ ihm meine Hand, die er ergriffen hätte, und er mochte in meinem Gesicht etwas lesen, was ihn hoffen ließ. Kaum hatte er mich mit heiterer Miene verlassen, so bereuete ich meine Freundlichkeit; ich hätte ihn zurückrufen, ihn zum Vertrauten meiner Liebe machen und ihm jede Hoffnung für sich benehmen mögen. Robert kam jetzt seltner als vorher und nur

auf kurze Zeit. Er schien sich auch verändert zu haben, er war stummer, heftiger, unruhiger, ungleicher; gegen mich war er zurückhaltend und gezwungen, und ich würde seine Kälte für Abneigung gehalten haben, wenn die brennenden Blicke, die er zuweilen verstohlen nach mir warf, und sein Uebertreiben und andere Kleinigkeiten, die einem Weiberauge nie entgehen, ihn nicht verrathen hätten. Sylva fing jetzt unvermerkt an eifersüchtig zu werden, und ich sah nun, daß seine Zuversichtlichkeit nur Poltronnerie gewesen war. Die beyden Freunde schienen ihm zu viel Boden gefaßt zu haben, er forderte von mir, daß ich sie mit entschiedner Gleichgültigkeit behandeln sollte, und über jedes gute Wort, das ich einem von ihnen gab, machte er mir eine Scene. Diese stürmischen Auftritte endigten sich zwar immer wie gewöhnlich mit einer Abbitte von seiner Seite und einer Aussöhnung von der meinigen, aber sie schadeten ihm doch bey mir sehr, denn Eifersucht hat immer etwas Herabwürdigendes, weil es Mißtrauen gegen sich selbst und irgend eine schwache Seite voraus-

setzt. Da ich ihm nie kalt genug war, so suchte er seine gefürchteten Rivalen selbst aus dem Felde zu schlagen. Er nahm deshalb in ihrer Gegenwart die Miene und das Ansehn eines begünstigten Liebhabers an, erlaubte sich kleine Vertraulichkeiten, flüsterte mir in die Ohren, nahm mich bey Seite, kurz er beging absichtlich alle die unschicklichen Nachlässigkeiten, die nur bey dem engsten Verhältniß verzeihlich sind. Aber dadurch erreichte er seinen Zweck nicht, ja er machte das Uebel nur ärger. Paulin und Robert hielten dieß undelikate Betragen für eine bloße Kriegslist, wodurch er sie zurückschrecken wollte, und fanden sich dadurch beeinträchtigt; am meisten war ich dadurch beleidigt und von dieser Zeit an fühlte ich, daß das Band zwischen uns nur locker und nicht so ausschließend wäre, als ich es mir eingebildet hatte. Es war noch eine Leere in meinem Herzen, die Sylva nicht ausfüllen konnte, und in dem Maaß, als er verlor, gewann ein Anderer Raum. Paulin verfolgte sein Ziel, ohne sich irre machen zu lassen, oder sich zu übereilen, er benutzte die falschen

Schritte der Andern, ohne selbst welche zu thun, und wandte Alles an, was Neigung erwecken oder unterhalten kann. Er verstand die Kunst sich angenehm zu machen, neu zu bleiben, und durch kleine Dienstleistungen, Gefälligkeiten oder sorgfältig gewählte Geschenke ohne Werth immer wieder die Aufmerksamkeit auf sich zu locken. Dabey schien er gar keine Prätension irgend einer Art zu machen, und forderte nichts, um im günstigen Augenblick Alles zu erhalten. Ein Spatziergang brachte die Sache zur Sprache, und führte näher zur Katastrophe. Ich ging zwischen Sylva und Paulin. Sylva spielte wieder den ruhigen Eigenthümer, und schlenderte nachlässig nebenher; Paulin wartete einige Zeit, dann sah er mich fragend an und bot mir den Arm. Ich nahm ihn an, und sogleich entfernte sich Sylva, und gab meiner Schwester, die mit Robert zurückgeblieben war, die Hand. Paulin ergriff mit vieler Klugheit die günstige Gelegenheit zu seinem Vortheil zu sprechen; er entdeckte mir Vieles von seinen Familienverhältnissen, von seinen Aussichten, unterhielt mich mit seinen Ideen

von Lebensgenuß, und schilderte sehr lebhaft das Glück einer innigen und ruhigen Verbindung, wo Geist, Herz und Sinne abwechselnd und zugleich beschäftigt und befriedigt sind. Anfangs war ich etwas zerstreuet, und blickte unwillkührlich zuweilen nach denen, die uns folgten, aber bald gelang es ihm meine Aufmerksamkeit zu fesseln. Der Enthusiasmus hat immer etwas Ansteckendes. Seine Ideen, seine Gefühle nahmen mich ganz ein; es war mir, als möchte ich in einem solchen Verhältnisse und zwar mit ihm leben. Noch an demselben Abend hatte Sylva mit Paulin eine Erklärung, und verlangte von ihm, daß er seinen frühern Ansprüchen weichen möchte. Paulin antwortete ihm kurz und trocken: er hätte das früher sagen müssen, jetzt sey seine Offenheit ganz unzeitig, und sehe einer Prahlerey ähnlich. Bey der Liebe finde keine Verjährung Statt, auch könne jetzt gar nicht mehr die Rede seyn von dem was war, sondern wen ich jetzt vorzöge. Sylva war sehr entrüstet, und schrieb mir in der ersten Hitze ein Billet, worin er mir in heftigen Ausdrük-

ken Untreue vorwarf, und schlechterdings forderte, daß ich mich in Paulins Gegenwart bestimmt zwischen ihnen beyden entscheiden sollte. Wäre er selbst gekommen, wer weiß was ich gethan hätte. Die mündlichen Unarten eines Liebhabers verzeihen sich leicht; aber die schriftlichen beleidigen, weil sie durch nichts ins Bessere gedeutet und gut gemacht werden. Seine trotzige Forderung war mir ganz unerträglich, doch hatte er noch einen starken Fürsprecher in mir selbst. Auch seine Heftigkeit entschuldigte ihn, und ich war entschlossen, es wo möglich nicht aufs Aeußerste kommen zu lassen. Er selbst zwang mich aber dazu; so wie Marino ausgegangen war, wiederholte er sein Begehren, und da ich mich schlechterdings weigerte, kam er ganz außer sich, streifte ein Armband, das ich ihm in einer Stunde der Liebe geschenkt hatte, von seinem Arm, und warf es vor mich hin. In diesem Augenblick trat Paulin herein, und Sylva war vermessen genug, mich noch einmal zu einer Wahl zwischen ihnen aufzufordern. Nun ward ich zornig und erklärte ihm, daß er sich meiner

Neigung unwürdig gemacht, und sie verloren habe. Er ging schweigend fort, und Thränen der Liebe und der Wuth stürzten ihm aus den Augen. So wie er fort war, bat ich Paulin, mich zu verlassen. Er that es ohne Zögerung oder Klage, und diese Zartheit rührte mich durch den Contrast mit Sylvas Betragen so sehr, daß ich ihn zurückrief, ihn umarmte, und ihm meine Liebe gestand. In dieser Stimmung erhielt ich ein Billet von Sylva, worin er gelindere Saiten aufzog, mich an die glückliche Vergangenheit erinnerte, und um Verzeihung und Widerruf des gesprochenen Urtheils bat; wo nicht, so würde er plötzlich abreisen. Ich zeigte Paulin diesen Brief; er lächelte zu der furchtbaren Drohung, wie er sie nannte, und nun antwortete ich Sylva, daß es bey dem, was ich gesagt, sein Bewenden habe. Aber meine Stärke dauerte nur so lange, als Paulin bey mir blieb; kaum war ich allein, so erwachte die alte Neigung zu Sylva; ich glaubte nicht an seine Abreise, aber doch war ich ängstlich und in einer seltsamen Spannung. Nachmittags kam Sylva

in Reisekleidern mit Robert, um von mir und Marino Abschied zu nehmen. Wie er herein trat, ward ich blaß, und konnte mich kaum aufrecht halten; da er meine Hand küßte, zitterte ich auffallend; ich gab eine Uebelkeit vor und entfernte mich. Er hatte vermieden mich anzusehen. Mein Uebel verschlimmerte sich zusehends, ich mußte mich niederlegen, ein heftiges Fieber raubte mir die Besinnung, und dazwischen hatte ich einzelne helle Augenblicke, worin ich mich ganz meinem Schmerz überließ. Robert war da geblieben. Er wußte von Allem, was vorgegangen war, nichts; aber er hatte mich bey der Abschiedsscene beobachtet, und konnte Sylva's Reise damit nicht zusammenreimen. Paulin kam auch zu mir, aber sein Anblick war mir jetzt zuwider; ich winkte ihm, sich zu entfernen. Abends erhielt ich noch durch meine Schwester einige Zeilen von Sylva. Erst um Mitternacht wollte er reisen, und wünschte mich noch vorher allein zu sprechen; da ich das Bette nicht verlassen konnte, so war es unmöglich, und dieß verstärkte noch mehr meine Fieberhitze.

Marino war besorgt um mich, und wollte die Nacht durch aufbleiben, aber Robert, den Paulin vorher darum gebeten hatte, erbot sich dazu, und Marino nahm es endlich an, und legte sich nieder. Sie werden sich vielleicht über die arglose Gefälligkeit meines Mannes wundern, und die Sache überhaupt anstößig finden; aber wegen des letztern bitte ich Sie, Ihr Urtheil noch aufzuschieben, und was Marino betrifft, so hatte er wirklich keine Anlage zur Eifersucht, auch schlief er ja im nehmlichen Zimmer. Ich hatte eine schreckliche Nacht, ängstliche Fieberphantasieen schreckten und verfolgten mich, gegen Mitternacht kam ich wieder zu mir, ich hörte ein Posthorn und schrie laut auf. Robert hielt mich mit Gewalt zurück, ich wollte aufstehen und dem mir so furchtbaren Schalle nacheilen. Jetzt nannte ich Sylva, ich gab ihm die zärtlichsten Nahmen und verwünschte meine Treulosigkeit. Robert bat mich dringend ruhig zu seyn; ich kannte ihn zuweilen gar nicht, bald ergriff ich seine Hand und drückte und küßte sie, bald stieß ich ihn zornig zurück und ver=

barg mein Gesicht unter der Decke. Robert verhielt sich bey Allem leidend; nur erinnere ich mich, daß er öfters leise fragte, ob ich Sylva liebte? Das ist alles, was ich von dieser Nacht weiß. In der Morgendämmerung erwachte ich; ich fühlte mich sehr matt, aber wohl. Ohne bestimmte Gedanken fassen und halten zu können, betrachtete ich mit Wohlgefallen Roberten; sein Gesicht war von dem hereinbrechenden Tag sanft beleuchtet; er war eingeschlummert, die Hände waren über der Brust gefaltet, und er sah blaß und kummervoll aus. Es freuete mich innig, einen Getreuen so nah bey mir zu haben; sein Anblick bewegte mich, er liebt Dich auch, sagte ich zu mir selbst. Robert wachte jetzt auf; er war freundlich, aber zurückhaltend und traurig; meine warmen Dankbezeigungen nahm er mit einem schwermüthigen Lächeln auf, und sein ganzes Wesen war resignirt, als hätte er nun allen Hoffnungen entsagt. Sylva hatte einen Brief an mich hinterlassen, den Marianne mir, da ich allein war, brachte. Er beschwor mich, seine Reise nur für eine

kurze Trennung und für eine Probe unserer Liebe anzusehen. Wenn er mir in etwas mißfallen oder sich sonst vergangen hätte, schrieb er, so möchte ich es dem Uebermaaß der Leidenschaft zu gut halten, die ihre Worte nicht berechnete, und immer nur ihren Gegenstand einzig vor Augen hätte. Er gelobte mir Treue, und versicherte, daß ein Wink von mir hinreichen würde, ihn zurückzuführen. Meine Schwester, die Paulinen nicht recht leiden konnte, nahm auch seine Partey; aber es brauchte nicht so viel, denn mein rascher Entschluß hatte mich nur zu viel Schmerzen gekostet. Ich antwortete ihm, wie er es wünschen konnte; er sollte wieder kommen und keinen Nebenbuhler fürchten; er würde immer den ersten Platz in meinem Herzen behaupten. Die Schwierigkeit war nun, den Brief sicher und ohne allen Verdacht abgehen zu lassen, denn Sylva's plötzliche Abreise konnte leicht Marino aufgefallen seyn, und ihn auf allerley Vermuthungen bringen, und hätte er einmal einen Verdacht geschöpft, so kannte ich ihn auch genug, um zu wissen, daß er sich Alles

erlauben würde, um auf den Grund zu kommen. Marianne schlug mir als den einzigen Ausweg vor, ich möchte Robert zu meinem Vertrauten machen, und ihm die Besorgung unserer Correspondenz übertragen. Ich verwarf diesen Vorschlag, da ein solcher Antrag Robert empfindlich kränken mußte; aber umsonst suchte ich nach einem andern Mittel, und so behielt die Eigenliebe über das Zartgefühl die Oberhand. Robert hörte mich ruhig an, es schien als hätte er es erwartet, und er versprach mir seinen ganzen Beystand. Paulin hatte sich diesen Tag nicht sehen lassen, und auch am folgenden kam er nicht, es hieß er hätte seinen Freund begleitet. Ich wußte ihm Dank dafür, und fürchtete mich sogar vor seiner Wiederkunft. Indeß sah ich Robert täglich, ja stündlich, und war er nicht da, so fehlte mir etwas. In der ersten Zeit sprach ich mit ihm viel von Sylva, es war mir so angenehm von ihm zu sprechen, von ihm zu hören; Robert gab sich willig dazu her, aber er litt darunter, und so vermied ich es. Meine Dankbarkeit, meine Erkenntlichkeit gegen ihn

hatte etwas Zärtliches, Heftiges; die Freundschaft der Weiber hat immer eine Familienähnlichkeit mit der Liebe. Robert wollte sich aber keinen Augenblick täuschen lassen; er bat, ja er forderte von mir, daß ich kalt und ohne Nachsicht gegen ihn seyn sollte. Sprechen Sie nur immer von Sylva, sagte er, damit ich nie vergesse, daß ich nur Ihr Freund seyn kann.

Paulin kam wieder, und es war sein Schicksal, immer meine Ruhe zu stören, und alle Verhältnisse zu verwirren. Er entdeckte sogleich Röberten die Ursache, warum Sylva fortgegangen; und da Robert erstaunte, und sich auf meinen Schmerz, auf meine Sehnsucht nach Sylva berief, so nannte er dieß bloß Mitleid und einen Rest der alten Anhänglichkeit, der bald von einer neuen Liebe verschlungen werden würde. Robert eilte zu mir; sein Gesicht glühte und zuckte, seine Stirn zog sich in finstre Falten; er beklagte sich bitter, daß ich ihn getäuscht hätte. Ich war verlegen; läugnen konnte ich nicht, daß ich Paulin vorge-

zogen hatte, wenn auch nur für einen Augenblick; was sollte ich ihm sagen, und war ich denn selbst mit mir auf dem Reinen? Meine Antwort war unbestimmt und schwankend; Robert ward immer mißmuthiger und ärgerlicher; er begreife nicht, rief er aus, wie ein Weib mehr als Einen lieben könne, und ich müsse mich schlechterdings für jemand entscheiden und den Uebrigen jede Hoffnung benehmen: auch sey er es seinem Freund Paulin schuldig, daß er an meiner Correspondenz mit Sylva ferner keinen Antheil nehme. Paulin besuchte unser Haus jetzt wieder wie gewöhnlich: er verfuhr leise und Schritt vor Schritt; aber doch wurden seine Ansprüche nach und nach lauter, und immer dringender forderte er, daß ich mit Sylva, den er allein fürchtete, unwiderruflich brechen solle. Mein Zustand war peinlich; ich wünschte mir oft mein voriges ruhiges einförmiges Leben zurück. Ich untersuchte und prüfte jeden Winkel meines Herzens, ich wollte wählen und einen Entschluß fassen, aber konnt' ich auch? Sylva so trocken jetzt zu verabschieden, da ich ihm noch kürzlich so ganz andere

Versicherungen gegeben hatte, wäre grausam und mir ganz unmöglich gewesen; Paulinen hatte ich in einem unvorsichtigen Moment zu Erwartungen berechtigt, die ich nicht wohl wieder vernichten konnte; aber daran war es noch nicht genug, um alle Bisarrerien des blinden Gottes zu erfahren, wuchs eine neue Neigung im Stillen in mir auf; mein Interesse für Robert wurde täglich lebhafter und stärker, sein Leiden, sein Schweigen war für mich unwiderstehlich. Wer sollte diese Knoten lösen? Wie konnten so viele Widersprüche vereinigt werden? In einem Augenblick von Muth beschloß ich, den zärtlichen Antheil an Robert zu unterdrücken, Paulin für meine Uebereilung um Verzeihung zu bitten, und ihm freymüthig zu bekennen, daß ich nie sein werden könnte, so lange Sylva mir treu bliebe. Aber auch dieser gute Vorsatz sollte nicht erfüllt werden. Robert war schon zwey Tage nicht bey mir gewesen; am dritten kam er Nachmittags und fand mich ganz allein bey meiner Arbeit. Er war trübsinnig, übellaunig, und ging nach seiner Gewohnheit mit hastigen Schritten im

Zimmer auf und nieder. Auf meine Fragen antwortete er nur mit ja und nein. Ich wollte einen Spaß daraus machen; aber sein Gesicht wurde so finster, daß mir bald die Lust dazu verging. Da er sich müde gegangen hatte, setzte er sich mir zur Seite, ich bemerkte, daß er mich unverwandt und mit starren Blicken ansah; ich fürchtete mich vor ihm und getraute mich nicht aufzublicken. Endlich fing er von ganz wildfremden Dingen zu reden an, und so abgerissen und seltsam, daß ich es vor Angst nicht mehr neben ihm aushalten konnte. Ich schlug ihm einen Spatziergang vor, und schickte zu meiner Schwester, um noch jemand bey mir zu haben, aber sie war nicht zu Hause. Im Zimmer konnte ich nicht länger bleiben, wir gingen also allein. Er führte mich oder vielmehr ich führte ihn, denn er war ganz in Gedanken verloren und wie abwesend. Ich nahm den Weg nach einem Wäldchen, eine halbe Stunde von der Stadt, das er sehr liebte und oft allein besuchte. Ein Schimmer von Heiterkeit belebte ihn, da er die ihm so befreundete Gegend sah; er

blickte mich dankbar an, verfiel aber gleich wieder in seine vorige Schwermuth. Mir war das Herz zusammengepreßt; die Kräfte versagten mir; wir setzten uns auf eine Rasenbank, von der man die weite Gegend übersah, die Sonne ging eben unter. Robert sah lange in das flammende Abendroth. O könnt' ich so untergehen, sagte er halb laut, um nie wieder aufzustehen! Indem berührte er von ungefähr meine Hand, und fuhr wie vom Blitz getroffen zurück. Länger konnte ich mich nicht zurückhalten; ich schlang den Arm um ihn, er sah mich erstaunt und fragend an, und stürzte dann in meine Arme. Wir hielten uns lange umschlossen, und konnten nur durch Blicke und einzelne süße Worte sprechen. Robert war nun wie durch einen Zauberschlag umgewandelt; seine Augen funkelten, sein Gesicht glühte, Liebe und Lust durchdrangen und bewegten sein ganzes Wesen, er schien mir größer, kühner und edler auszusehen. Unsre Gespräche auf dem Rückweg waren herrliche Träume für die Zukunft, und freudige Ausrufungen über die Gegenwart; wir hatten

alles um uns her vergessen, und glaubten uns allein in der Welt. Wir schieden wie trunken von einander. Robert hielt sich jetzt seines Sieges sicher, und je bescheidner und zurückhaltender er vorher gewesen war, desto begehrlicher und anmaßender wurden jetzt seine Wünsche und Forderungen. Von dieser Zeit an hatte ich keine vergnügte Stunde mehr; denn nur auf kurze Augenblicke gelang es mir, so stürmische Gemüther zu besänftigen und zufrieden zu stellen. Mein Herz war zu schwach, um der Liebe widerstehen, und zu reich, um nur Eine Liebe fühlen und erwiedern zu können. Sylva kam nicht wieder, auch sprach er mich von jeder Verbindlichkeit gegen ihn frey; aber doch nährte er sorgfältig in jedem seiner Briefe die Hoffnung des Wiedersehens, und hätte er es auch nicht gethan, so wäre meine Neigung für ihn doch nie erloschen, und ich konnte und wollte dieß nicht verhehlen. Zwischen Paulin und Robert, deren Freundschaft durch ihre Rivalität nur erkältet, aber nicht gestört worden war, kam es bald zu einer Erklärung, die mir in ihren

Augen sehr schaden mußte. Robert, da er sich so getäuscht fand, gerieth in Wuth und überhäufte mich mit unverdienten Vorwürfen, aber doch war er nicht stark genug, sich von seiner Leidenschaft loszureißen. Paulin hielt an sich, er wollte aus diesem Umstand Vortheil ziehen, und so durch Nachgiebigkeit zu seinem Zweck gelangen; da dieß aber auch fehlschlug, und er nicht weiter kommen konnte als er schon war, so reis'te er plötzlich ab, und ließ nichts mehr von sich hören. Robert war jetzt allein übrig, er hatte nur noch mit Erinnerungen und Andenken zu kämpfen, die durch die bloße Zeit immer schwächer werden mußten, nur sein Ungestüm und der Trotz, mit dem er Alles oder Nichts begehrte, war ihm noch im Wege. Vielleicht hätte er endlich gesiegt, und wir wären glücklich geworden, aber seine Verhältnisse, seine Bestimmung riefen ihn anders wohin, er schrieb mir noch einmal sehr freundschaftlich, und dann nicht mehr. Bald darauf starb Marino, und ich fühlte mich doppelt unglücklich, da ich nun ganz frey wurde. Erst neulich hörte ich wieder

etwas von den drey Freunden, Sylva hat sich verheirathet, Paulin streift in der Welt herum und Robert ist ganz vom Ehrgeitz verschlungen.

Die Gesellschaft hatte diese Geschichte mit vieler Aufmerksamkeit angehört, aber von Seiten der Weiber hatte sie zu manchem Kopfschütteln und Naserümpfen Anlaß gegeben, besonders konnte die ernste Ottilie ihr Mißvergnügen daran nicht verbergen. Bey den Männern war der Eindruck sehr verschieden gewesen und so waren auch ihre Bemerkungen darüber. Altomar bezeigte Willhelminen sein Wohlgefallen über ihre Art zu lieben und wollte sehr viel Sympathie zwischen ihnen beyden wahrnehmen. Ich könnte, sagte er ganz ernsthaft, ein Gegenstück dazu erzählen, wie ich einmal mein Herz unter sieben Schwestern getheilt hatte, es ist dieß eine sehr curiose und rührende Geschichte, und wenn man es begehrt, will ich sie gern mittheilen. Die Damen protestirten aber dagegen einmüthig. Anselmo versetzte, er wundere sich über diese erotische Vielseitigkeit gar nicht, denn da den

Weibern der Haß nicht verstattet werde, so müßten sie wohl oder übel jedem, der ihrer Sphäre sich nähere, mehr oder weniger ihre Gunst schenken, und weil sie auch sonst an bürgerlichen Verhältnissen wenig Theil hätten, so bestehe eigentlich ihr wahres Leben nur aus einer Blumenkette von Liebesknoten. Auch könne es wenig verschlagen, fügte er hinzu, ob man einen Einzigen mit Wuth, oder mehrere gemäßigt liebe, es komme immer die nehmliche Liebessumme heraus. Manfredo und Gustavson hielten ihre Meinung zurück, nur Thalheim, der beständige Thalheim, war von dem weichen zärtlichen Ton der Erzählerin und mehr noch von ihren gefälligen Blicken ganz eingenommen, und mancher leise Wunsch stieg in seiner Brust auf.

Indeß war der Mittag herangekommen und das nicht ganz ländliche Mahl erwartete die Gäste. Man speißte im Garten unter einem Zelt, die Frau vom Hause ordnete eine bunte Reihe an und paarte nach ihrer Laune. Neben Willhelminen setzte sie Thalheim, bey

Ottilien Gustavson und Manfredo; Julie hatte zwischen Altomar und Anselmo Platz nehmen müssen, aber beyde boten umsonst allen ihren Witz und Muthwillen auf, sie aufgeweckt zu machen, kaum konnten sie ihr ein Lächeln abgewinnen. Nach Tische zerstreute man sich in die schattigeren Alleen und Boskets, oder hielt in den Lauben eine kurze Mittagsruhe. Um drey Uhr versammelte man sich wieder im Sallon, um Erfrischungen einzunehmen, und die Zwischenzeit bis zur Abendkühlung sollte mit einer Erzählung ausgefüllt werden. Der Doctor erbot sich dazu und bat um geneigtes Gehör. Ich fürchte sehr, sagte er, daß ich mit meiner wehmüthigen Geschichte der hochpreißlichen Gesellschaft Thränen auspressen werde. Es ist deshalb meine Schuldigkeit, Ihnen vorauszusagen, daß das Ende so ziemlich leidlich abläuft, damit Sie sich dem Schmerz nicht gar zu sehr überlassen. Es sind nun zehn Jahre, daß ich mit meinem Freund Venturi eine Fußreise durch einige südliche Provinzen Deutschlands machte. Diese jährliche Reise ist mir zur Gewohnheit und zum

Bedürfniß geworden. Ich schüttle da alle Geschäfte, Sorgen und Mühseligkeiten von mir ab, verjage Hypochondrie und üble Laune und thue während dieser Zeit nicht viel anders als verdauen und gutes Blut machen. Auf diesen Streifzügen ward es mir immer recht anschaulich, daß der Mensch nur ein Wanderer ist, und daß er es nicht so tragisch nehmen sollte, wenn er einmal in einer schlechten Herberge übernachten muß. Das Leben erschien mir meistens wie ein Fastnachtsspiel, mehr lächerlich als kläglich, und der gewöhnliche Menschenschlag kam mir wie ein Haufen Marionettenpuppen vor, die sich erst entsetzlich prügeln und sich dann um Verzeihung bitten. Ich wiederhole diese Lustwallfahrten noch jetzt alle Jahre, aber die Würze davon fehlt, mein treuer Reisegefährte, der wunderliche, närrische, liebenswürdige Venturi lebt nun schon manches Jahr nicht mehr. Sein drolliger Witz war eine unerschöpfliche Quelle der Freude, seine unzähligen Sonderbarkeiten und Grillen waren alle von so eignem Stempel, daß sie mehr belustigten als beschwerlich fielen,

und selbst seine Unarten, denen er wie ein Kind nachhing, fand ich allerliebst. Sehr komisch war seine Wuth, wenn die Witterung ungünstig wurde, im kleinsten Wölkchen, das am Himmel aufstieg, sah er schon Ungewitter, Wolkenbrüche und Hagelschlag voraus, und sein Zorn darüber verlor sich nicht eher, als bis das, was er befürchtete und prophezeyte, wirklich kam. Auch konnte er Gräben, Seen, Umzäunungen und alle Arten von Schlagbäumen nicht leiden, und fluchte jedesmal, so oft er einem Thier ausweichen mußte. Noch muß ich bemerken, daß er mit einem ganz stattlichen Höcker beladen war, er nannte es einen natürlichen Mantelsack, und wir schickten uns gut zusammen, denn, wie Sie sehen, bin ich auch etwas von Gott gezeichnet; dabey war er sehr verliebter Complexion und zog mich bey allen Gelegenheiten mit meiner Weiberfeindschaft auf. Doch zurück zu meinem Abenteuer. Wir zogen ziemlich ermüdet und bestäubt des Abends in ein an der Landstraße gelegenes, freundlich winkendes Wirthshaus ein. Ich erinnere mich noch ganz deutlich, es war an einem Sonn=

abend; der Himmel war umzogen und schwarzblau, die schwüle Luft und das Flattern der Vögel verkündeten ein Gewitter. Das Haus war geräumig und hell und zierlich gemahlt, besonders fiel mir aber die Reinlichkeit und Nettigkeit darin auf, die sich bis auf das Geringste erstreckte. Während ich mich über unser Obdach erfreute, musterte und tadelte Venturi nach seiner Gewohnheit Alles. Die Aussicht aus dem Zimmer war ihm zu offen und frey; er wollte einen Ruhepunct für das müde Auge haben. Der gebohnte Fußboden war zum Arm- und Beinbrechen mit Fleiß eingerichtet, um die darauf verunglückten Gäste desto länger zu behalten; die Stühle und Tische fand er zu kostbar für den Gebrauch, und der blanke Hausrath blendete ihn. Das Hereintreten der Wirthin steckte seinen Ausfällen und Verunglimpfungen ein Ziel. Ihre ausnehmende Artigkeit und noch mehr ihr Anblick machten ihn betroffen; er wurde bald geschmeidig und freundlich. Sie mochte etwa 26 Jahre alt seyn, ihre Figur war von mittler Größe, aber etwas zu rund, um schön zu

seyn, das Gesicht und Alles was man sah, war wie von Elfenbein so weiß, glatt und eben, die Augen hatten keine bestimmte Farbe, aber überaus viel Glanz, und der Mund war so frisch und süß, daß man nicht widerstehen konnte.

Der kleine Doctor gerieth über dieser Schilderung in ein solches Feuer, daß mehrere von der Gesellschaft, und besonders die Frau vom Hause, zu lachen anfingen und selbst Camilla lächelte. Nachdem die Stille wieder hergestellt war, fuhr der Erzähler ganz ruhig fort:

Wir erfuhren bald von ihr, daß sie eine Emigrirte aus den Niederlanden sey; und nun erklärte sich auf einmal, was uns an ihr und ihrem Hause in Verwunderung gesetzt hatte. Zu meinem Unglück war ich immer ein Liebhaber vom niederländischen Colorit gewesen, und bey ihr fand ich ganz die Carnation von Rubens wieder. Da sie uns verlassen hatte, hielt Venturi eine sehr zweydeutige Lobrede auf sie. Er behauptete, Madame Tulipan sey eine Circe und keiner nahe ungestraft die-

sem Zauberschloß, sie wohne nicht umsonst an einer so stark besuchten Landstraße, auch habe sie einen Herzenzoll angelegt, den keiner leicht umgehen werde. Besonders äußerte er seine Neugierde, ob ihre Liebespfeile an meiner Feindschaft gegen das ganze Geschlecht nicht abprallen würden. Wir sahen zum Fenster heraus und dem Gewitter zu, das furchtbar langsam sich zusammenzog. Venturi ging hinaus, um das Abendessen zu beschleunigen, ich starrte nach den Wolken und dachte an Frau Tulipan. Es dauerte lange, bis er wiederkam und mir freudig erzählte, das ganze Haus sey voll von hübschen Mädchen, und eben habe er sich mit einem artigen französischen Stumpfnäschen unterhalten und sich ganz in sie vernarrt; sie sey gewandt wie ein Aal, und so spröde und coquett zugleich, daß man nicht aus ihr klug werden könne. Jetzt ward der Tisch mit drey Couverts gedeckt und drey Gläser gebracht; Venturi hatte die Wirthin gebeten, uns Gesellschaft zu leisten. Frau Tulipan erschien; sie that sehr ängstlich wegen dem Gewitter, das ganz schwarz über uns

stand. Venturi machte die Jalousieen und Vorhänge zu, und fiel nun mit großem Appetit über die duftenden Schüsseln her. Ich folgte seinem Beyspiel; nur unser schöner Gast rührte beynahe nichts an. Beym Nachtisch fragte Venturi nach Champagner; Frau Tulipan rühmte sich, ächten und von einem trefflichen Jahrgang zu haben, und holte ihn selbst herauf. Der sprudelnde französische Geist ergriff uns schon bey den ersten Gläsern, wir lachten, sangen und scherzten. Die stille Frau Tulipan widerstand lange unserer ansteckenden Fröhlichkeit, aber das erste Glas Champagner, das wir ihr gleichwohl aufdringen mußten, machte sie munter, und nun ward sie bald die Ausgelassenste. Ihre Wangen glühten wie Rubine, die Augen funkelten, jedes Glied ward an ihr beweglich, sie sang ein natürliches Liedchen, worin das zu schnelle Verschwinden der Jugendzeit nicht ohne Anspielungen auf ihre Genüsse beklagt wird. Venturi zog sie über diese Klagen auf und schalt ihr: Wittwenschaft. Glauben Sie wohl, versetzte sie mit komischem Ernst, daß ich schon

drey Männer betrauert habe? Ey, ey, Frau Tulipan, sagte Venturi, Du sollt nicht tödten! — Ich war neugierig etwas von ihrer Ehestandsgeschichte zu hören, und nach vielen dringenden Bitten bequemte sie sich dazu. Wir rückten unsern Schenktisch an das Kanapee, Frau Tulipan setzte oder legte sich vielmehr bequem hinein, ich saß neben ihr, ganz in die andere Ecke gedrückt, vor ihr nahm Venturi auf einem Armsessel Platz, auf dem er sich unruhig hin und her schob, denn Frau Tulipan stemmte ihre niedlichen Füßchen darauf, von denen die grünen Pantöffelchen zuweilen abglitten. Sie werden es für ein Mährchen halten, hub sie an, nachdem sie unsre Gläser mit Schaum gefüllt hatte, wenn ich Ihnen sage, daß meine erste Heirath ein Mißverständniß war, und doch ist es so. Ich finde dergleichen Mißverständnisse ganz verständig, fiel Venturi ein, die Wittwe dankte mit einem freundlichen Blick und fuhr fort: Hören Sie nur wie das möglich war. Mein Vater war ein wunderlicher strenger Mann, der seinem Hauswesen wie ein König vorstand. Da das Vermögen

von seiner Seite kam, nach alter Weise der Erzväter, so hatte er seine Frau, die er als junge Waise heirathete, nie für etwas anders gehalten, als für eine Schaffnerin; auch hielt er sie wie eine hübsche Sklavin, die man liebkoßt, herausputzt und doch mißhandelt. Die ganze Haushaltung war wie ein Uhrwerk eingerichtet, Alles hatte seine Zeit, seinen Ort und seine angewiesene Verrichtung; die Hausgenossen waren nur Maschinen, die ihren Gang regelmäßig zurücklegten, und sein Wille herrschte so unumschränkt wie ein Zauberstab. In gleicher Willenlosigkeit und Furcht wurden meine Brüder und ich aufgezogen, wir hatten Alles was wir begehrten, nur keine Freyheit. Als meine Brüder das Haus verließen, lebte ich noch eingezogener, bis eine Cousine mich besuchte und durch ihre Lebhaftigkeit wieder etwas Bewegung in uns Automaten hinein brachte. Mein Vater versuchte es im Anfang sie unter seine Herrschaft zu bringen, sie widerstand ihm aber mit so viel Drolligkeit und artigem Muthwillen, daß seine Autorität an ihr scheiterte und er gleichsam gezwungen war, seine Macht mit ihr

zu theilen. Bald nach ihrem Eintritt in unser Haus führte sich ein junger sehr hübscher Mensch durch gute Empfehlungsbriefe ein, und zu jedermanns Erstaunen fand er Mittel, sich erst den täglichen Zutritt zu verschaffen, und bald darauf unser Hausgenosse zu werden. Dieß Wunder ging ganz natürlich zu. Er verstand die Kunst, die Menschen einzunehmen, wie sonst keiner. Kaum war er eine Stunde bey uns gewesen, so schien er auch Alle im Hause zu kennen und wußte sich jedem auf die freymüthigste verbindlichste Art zu empfehlen. Er besaß eine Menge kleiner Talente, die er mit vieler Geschicklichkeit immer am rechten Ort anbrachte, er musizirte, sang, mahlte in Migniatur, tanzte, schnitt aus, drechselte Nadelbüchschen, war zu allem geschickt und bereitwillig, konnte reden und schweigen, lachen und weinen, wie es die Umstände erforderten, kurz er wußte jedem etwas zu geben und einzuräumen, ohne daß er selbst sich das Geringste herausnahm. Meiner Mutter las er Legenden vor und schenkte ihr Heiligenbildchen; mir gab er Unterricht auf der Guitarre und sang dabey die zärtlichsten

Romanzen, bey meinem Vater hingegen spielte er eine bloß passive Rolle, war ganz Auge und Ohr, und machte sich ihm dadurch bald unentbehrlich. Nur gegen meine Cousine betrug sich Constant etwas sonderbar, er näherte sich ihr selten, und immer verlegen und mit ehrerbietiger Zurückhaltung, redete sie nie an, und jemehr sie aufgeräumt und lustig war, desto einsylbiger und in sich gekehrter wurde er. Wenn sie ihn, wie sie oft zu thun pflegte, foppte und neckte oder Possen mit ihm treiben wollte, so ertrug er ihre Lustigkeit, ohne Theil daran zu nehmen, und verließ entweder unter einem Vorwand das Zimmer, oder nahm seine Zuflucht zu mir. Mein Vater, dem solche Vorfälle, wie alles was im Hause vorging, genau berichtet wurden, hielt dieß für Abneigung und Widerwillen und predigte Constant Stunden lang über das Unchristliche der Antipathieen, da er sich dann zu bessern versprach. Indessen verschob Cousine Jeannette ihre Abreise von Woche zu Woche, und Constant verließ unser Haus gar nicht mehr. War ich mit ihm allein, so kam es

mir vor, als hätte er etwas auf dem Herzen, was er mir anvertrauen möchte, zuweilen hielt er plötzlich im Gesang oder Spiel inne, ergriff meine Hand und nahm einen Anlauf, als ob er reden wollte, aber dann schien er sich auf einmal anders zu besinnen, stand hurtig auf, als fürchtete er, es möchte ihm wider Willen entwischen, lief auf und ab, und erzählte endlich unbefangen ein ganz fremdes Geschichtchen. Auch Jeannette fragte mich unter Scherz und Kurzweil dieß und das über Constant, fand sein Benehmen räthselhaft und ungereimt, schalt ihn einen Tropf, dann betheuerte sie wieder, der junge Herr müsse verliebt seyn und sie wolle schon ausfindig machen, wer die Angebetete sey. Ein auch nur etwas in der Liebe erfahrnes Mädchen hätte dieß ganze Spiel gar bald durchsehen, und Constants Lage und Empfindungen aus gewissen verrätherischen Zeichen so ziemlich herausgebracht, aber damals war ich so naiv und unschuldig, daß ich nicht das Geringste ahndete.

Venturi und ich konnten nicht unterlassen, uns bey diesem Geständniß der schönen Wittwe

zuzulächeln, Frau Tulipan bemerkte es, lächelte auch, und fuhr dann fort:

Eines Abends war ich mit Constant allein, Jeannette machte mit meiner Mutter Abschiedsbesuche, und auch mein Vater war ausgegangen; Constant sprach wenig, war in Gedanken und sehr unruhig und bewegt, wir gingen in den Garten, und weil es noch heiß war, flüchtete ich mich mit meinem stummen Begleiter in ein Birkenwäldchen, wo ich mich ermüdet auf eine Bank setzte. Constant wollte sich nicht setzen, bald blieb er stehen, bald ging er hastig herum, dann warf er sich halb knieend vor mir auf das Gras nieder, lehnte den Kopf an die Bank, und seufzte zum Erbarmen. Ich war sehr bekümmert darüber und fragte ihn angelegentlich, was ihm fehle. Er schwieg und seufzte noch tiefer, endlich rief er aus: Sie sollen alles wissen, liebe Lilly, ich kann nicht länger schweigen, Sie werden Mitleid mit mir haben, wenn ich Ihnen entdecke, was ich so lange Zeit gelitten und erduldet habe, nur von Ihnen erwarte ich Hülfe und

Beystand, ich liebe — Es ist gut, rief eine Stimme hinter uns, ich habe das kommen sehen! Wir sahen uns erschrocken um, es war mein Vater, der hinter einem Baum uns belauscht hatte. Erschreckt nur nicht, Kinder, sagte mein Vater, es ist nichts Uebels dabey, weil ich Euere Neigung billige. Schäme dich nicht, Lilly, Constant ist ein Schwiegersohn, wie ich mir ihn wünsche, bescheiden, gelehrig, von guten Sitten, und auch dem Vermögen nach keine üble Partie. Kommt, gebt Euch in meiner Gegenwart die Hände und den ersten Kuß. Was ich in jenem Augenblick empfand, kann ich nicht recht beschreiben, es war ein Durcheinander von Bestürzung, Verwunderung und Neugierde, ich wußte nicht wie mir geschah, aber doch fühlte ich mich ganz anders als wenige Augenblicke vorher; ich blickte Constant verstohlen an und sah, wie er zitterte und bleich war und kaum Athem holen konnte. Mein Vater mußte ihm noch einmal befehlen, mich zu umarmen, ehe er sich faßte und mir die Hand und den Mund nur eben mit der Lippe berührte. Er wollte reden, aber mein

Vater unterbrach ihn. Keine Dankbezeugungen, sagte er, ich liebe das nicht, und damit führte er uns in das Haus zurück, und verkündete beym Abendessen, daß wir Braut und Bräutigam wären. Jeannette stutzte, wünschte uns ganz kalt Glück dazu, klagte bald darauf über Kopfweh, und entfernte sich. Constant saß starr und stumm wie ein Marmorbild da, und getrauete sich nicht aufzublicken, meinem Vater fiel aber nichts Arges ein, er vertiefte sich in eine lange Erzählung, die niemand anhörte, während meine Mutter mich leise über den seltsamen Vorfall ausfragte. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß niemand sonderlichen Appetit hatte, die Hauptpersonen wenigstens verlangten mit Ungeduld sich zu entfernen — doch ich sehe, meine Herrn, daß unsere Gläser auch leer sind, ob uns gleich kein Herzensweh drückt. Mit diesen Worten schenkte unsere Wirthin uns ein, und ermahnte uns, den Geist nicht verfliegen zu lassen. Venturi öffnete ein Fenster, und benachrichtigte uns mit bedenklicher Miene, daß das Gewitter furchtbar herannahe. Ich muß eilen, sagte Frau

Tulipan, sonst lernen Sie mich nie in der Würde einer Frau kennen, erlauben Sie mir mit wenigen Worten mein erstes Abenteuer zu endigen. Constant und ich sehnten uns, wie ich Ihnen schon gesagt habe, herzlich nach Ruhe und einem Augenblick stiller Ueberlegung. Sobald ich konnte, zog ich mich in mein Zimmer zurück, wo tausend neue Gedanken mir durch den Kopf liefen, ohne daß ich zur Besinnung kommen und etwas zusammen reimen konnte. Gegen Mitternacht, da ich halb entkleidet war, um mich niederzulegen, hörte ich leise an meiner Thüre klopfen, und herein trat niemand anders als — Constant, er näherte sich mir langsam und versuchte zu sprechen, so wie er mich aber ins Auge faßte, so trat er einen Schritt zurück, und blieb betroffen stehen. Hier regte sich zum erstenmal der Instinct der Weiblichkeit in mir, ich errieth die Ursache seiner Verwirrung, und hatte das angenehme Gefühl, daß ich nicht ganz häßlich seyn müßte, ich eilte einen Mantel umzuwerfen, aber in diesem Augenblick trat Jeannette herein. Stellen Sie sich unsere Verlegenheit

vor, verwundert und beschämt sahen wir uns alle drey eine Zeit lang an, ehe wir Worte finden konnten. —

Ein schrecklicher Blitz schlug jetzt, wie es schien, hart vor uns nieder, und ein krachender Donner folgte unmittelbar darauf, und erschreckte die muntere Erzählerin so sehr, daß sie wie ohnmächtig auf das Kanapee zurücksank. Venturi sprang hinaus, um, wie er sagte, die artige Französin, wenn er sie fände, mir zu Hülfe zu schicken, aber beyde blieben aus. Frau Tulipan lag indeß noch immer mit geschloßnen Augen nachlässig hingegossen in der reitzendsten Stellung da, ich wußte mir gar nicht zu helfen, da ich dergleichen Auftritte ganz ungewohnt war, und lief ängstlich hin und her. Das Schauspiel war jedoch keineswegs von der schreckhaften Art, denn die hohe Röthe ihrer Wangen schien mir ein sprechender Beweis, daß nur zu viel Leben in ihr sey. —

Der arme Doctor war hier wieder in Gefahr, von dem schalkhaften Theil der Gesell-

schaft belächelt zu werden, doch Madame Bianchi, die in allen Dingen Maaß zu halten wußte, verhinderte die Explosion durch einen warnenden Blick.

Um meiner Sache noch sicherer zu seyn, fuhr der Doctor dießmal ununterbrochen fort, neigte ich mich zu ihr herab, ihren Athemzug zu belauschen, ich bückte mich immer tiefer, aber noch ehe ich sie berührte, fuhr ich erschrocken in die Höhe, es war als schlüge mir eine Flamme ins Gesicht.

Jetzt konnte Altomar das Lachen nicht länger zurückhalten, und da er es vergebens hatte verhalten wollen, so platzte es nun so unmäßig hervor, daß jedermann und selbst der, auf dessen Unkosten es herging, in das Gelächter mit hineingezogen wurde.

Obgleich Anselmo es eigentlich darauf angelegt hatte, so nahm er doch eine sehr ernsthafte und beleidigte Miene an, die ihm drollig genug stand, und fuhr gelassen fort: Die Wärme dieser Flamme war zu wohlthätig, als

daß ich mich ihr nicht zum zweytenmal hätte aussetzen sollen, dießmal beschloß ich einen Kuß zu wagen, und ich würde meinen kühnen Vorsatz ausgeführt haben, wenn nicht Frau Tulipan, als ich erst auf halbem Wege zu ihrem Munde war, zum Unglück aufgewacht und sich langsam in die Höhe gerichtet hätte. Jetzt war es nicht mehr Zeit, meine Schwachheit zu verbergen, auch hatte ich nicht Lust dazu; ich schilderte ihr meine Zärtlichkeit in den stärksten Ausdrücken, und da sie weder zornig noch verächtlich auf mich herabsah, sondern mir dankbar die Hand drückte, so wurde ich zuletzt so dreist, geradezu um ein Rendezvous anzuhalten. Ich erhielt eine ausweichende Antwort, wurde wegen meiner Eilfertigkeit ausgescholten, drang nun stärker in sie, und kurz, Frau Tulipan versprach endlich, wenn Alles still im Hause wäre, zu mir auf mein Zimmer zu kommen, wohin ich mich sogleich, um allen bösen Verdacht zu vermeiden, begeben sollte. Beym Abschied zerküßte ich fast ihr weiches Händchen, und wankte, bis über die Ohren verliebt und mit den

seligsten Erwartungen angefüllt, in das mir angewiesene Zimmer. Venturi, der auf Reisen in einem besondern Zimmer zu schlafen pflegte, ließ nichts von sich sehen noch hören; auch dachte ich kaum an ihn, so beschäftigt war ich mit dem Glück, das mir bevorstand. Ich vertauschte schnell meine Stiefeln gegen Pantoffeln, und setzte nach meiner alten Gewohnheit eine Nachtmütze auf, statt des Rocks zog ich ein kurzes Wams von Flanell an, und so gerüstet erwartete ich die Gebieterin meines Herzens. Nach langem ungeduldigen Harren wird meine Thür leise geöffnet, und Frau Tulipan flüstert mir zu, das Licht auszulöschen, und ihr zu folgen, hier wären wir nicht sicher genug. Sie ergriff meine Hand, und ohne Anstand zu nehmen folgte ich ihr bey der schwachen Beleuchtung des Mondes tappend nach. Erst stiegen wir eine Treppe hinunter, dann ging es durch einen langen Gang nach einem großen Hinterhaus, wo Alles todtenstill und dunkel war. Wo führen Sie mich hin, fragte ich etwas kleinlaut meine Führerin? Ungeduldiger! rief sie

mir zu, nur noch einen Augenblick, und wir sind am Ziel. Jetzt waren wir zu einer Winkeltreppe herabgekommen, und Frau Tulipan blieb vor einer Thüre stehen. Hier gehe hinein, mein Herz, sagte sie, und erwarte mich, ich will nur die Hausthüre verschließen. Hastig mache ich die Thüre unseres Boudoir auf, und erblicke eine lange hell erleuchtete Tafel mit Herrn und Damen besetzt, ich pralle wie vom Blitz getroffen zurück, aber auf einmal erschallt es von allen Seiten: Willkommen, Herr Doctor Anselmo, willkommen! und es erhebt sich ein wieherndes Gelächter, indeß ich Aermster wie begossen da stehe, und weder Hand noch Fuß zu rühren vermag. Um den Spaß aufs Höchste zu treiben, stand eine Dame auf, und lud mich ein, neben ihr Platz zu nehmen. Frau Tulipan, sagte sie, hat Sie schon angemeldet, nur vergaß sie Ihres Negligees Erwähnung zu thun, sonst würden Sie wahrscheinlich keine Damen gefunden haben. Man setzte mich possierlicher Weise auf den Ehrenplatz, wo ich recht in die Augen fiel, und die Männer besonders hielten sich sämmtlich für

berechtigt, mich mit feinen oder groben Scherzen heimzusuchen, als wenn nicht ein jeder von ihnen ohne weitere Mühe in dieselbe Schlinge gegangen wäre. Nachdem ich eine ganze Ladung von Witz geduldig ausgehalten hatte, zog ich meine Nachtmütze ab, verneigte mich vor der hohen Versammlung und begann wie folgt zu reden: Sancho sagt, es geht mancher aus um zu fischen, und krebst, und ein Anderer, läßt Du dich nur mit Weibern ein, so wirst Du nicht lang' mehr weise seyn. Soll ich viel von Weiberlist reden, oder von der Einfalt der Männer? Soll ich mich durch die Beyspiele alter und neuer Helden entschuldigen, oder mit Salomo über die Gebrechlichkeit aller Dinge in Klagen ausbrechen? Nein, von allem dem will ich nichts thun, was ist der Mensch — hier hielt ich meine Nachtmütze vor — was ist der Mensch, daß er sich brüste und sage, ich bin nicht wie jener Sünder! Wer steht so fest, daß er nicht falle? Wer ist so rein, daß er sich nicht beschmutze? Und wer ist am Morgen sicher, daß er nicht des Abends zum Spott der Kinder und der Thoren

werde? Umschleicht uns nicht die Sünde bey Tag und bey Nacht, und hat sie nicht tausend Eingänge, wie das Grab, und keinen Ausweg? Doch wozu entrüste ich mich? Ist es mir doch ergangen, wie David, der seines Vaters Eselin suchte und ein Königreich fand! A propos, meine Damen, wären Sie etwa neugierig, zu wissen, was mich eigentlich hierher getrieben hat? Es ist dasselbe, was den Prinzen Bonbon bewog, so lange in der Höhle Baratria zu bleiben. Was ist das? Wer ist der Prinz? Wo ist die Höhle? riefen die Damen zugleich und mit hellen Stimmen. Alles das ist in dem berühmten Mährchen, la Faridondaine, la Faridondon genannt, der Länge nach zu finden, nur hat es die Eigenheit, daß es sich nicht anders erzählen läßt, als unter vier Augen. Man hielt dieß nur für Bescheidenheit, und drang sehr in mich; ich empfahl mich aber der Gesellschaft, und schlich in mein Zimmer zurück, um meinen Unmuth zu verschlafen. Als ich etwas spät am andern Morgen aufstand, und Venturi suchte, fand ich ihn nirgends, ich fragte nach ihm, alles umsonst, niemand hatte ihn gesehen, end-

lich sagte mir die Französin, da ich unruhig ward, lachend, sie glaube, er sey in einem leeren Wagen heute Nacht aus Versehen abgereißt, und ich würde ihn wohl auf der nächsten Station finden. Dieß geschah auch. Im ersten Wirthshause, wo ich einkehrte, saß mein Venturi in der untern Stube mitten unter Postillionen und Fuhrleuten in Tabakswolken ganz eingehüllt, und erzählte ihnen am hellen Tage Gespenstergeschichten. Ich wollte wissen, wie er hierher gekommen sey, er gab aber keine Antwort, und brummte bloß in sich hinein. Beym Mittagsessen wartete uns ein sehr hübsches Mädchen auf, und es war lächerlich anzusehen, wie ich ängstlich nicht die Augen aufzuschlagen wagte, und Venturi, der sie verstohlen mit den Augen verschlang, sein Herz durch eine beißende Satyre gegen die Weiber zu stählen suchte. Ich erzählte ihm, sobald wir allein waren, mein Abenteuer, und hoffte umsonst, ihn dadurch zu einem gleichen Vertrauen zu bewegen. So sehr es mir auch daher zu Statten käme, wenn ich meine Begebenheit mit der seinigen contrastiren lassen, und dadurch das

Ganze

Ganze abrunden könnte, so muß ich doch zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß ich nichts davon habe herausbringen können, und also meine Geschichte hier zu Ende ist.

Die Gesellschaft machte Anselmo die herkömmlichen Komplimente über seine drollige Manier, gute Laune und andre Erzählertugenden, doch brach die Unterhaltung bald ab und manche konnten ihre Zerstreuung nicht länger verbergen. Alle waren des unthätigen Zuhörens herzlich müde und sehnten sich nach einsamer Betrachtung, oder einer vertrautern Mittheilung. In kurzer Zeit wurde der Saal leer. Madame Bianki überließ es ihren Gästen, sich einander nach eignem Gefallen zu unterhalten, und begab sich in ihr Cabinet, wohin Altomar ihr folgte.

„Darf ich stören, sagte er im Hereintreten, oder soll ich wieder gehen?“ — „Bleiben Sie.“ — „Was sagen Sie zu dem unerwarteten Gedeihen unsers Festes? Mich dünkt, die Liebeshistorien thun ihre Wirkung, und es ent-

spinnt sich in der Stille eine geheime Geschichte, die vielleicht die interessanteste wird." — „Desto besser, die Schilderung des Vergangenen wird dann nur um so lebhafter werden." — „O das Vergangene ist ganz ausgelöscht! Ans Erzählen ist nicht mehr zu denken, und wer schon an der Reihe war, der nähm' es gern zurück." — „Nicht jeder hat zu bereuen!" — „Aber doch zu verbergen. Was soll Thalheim mit seiner Treue anfangen? Was Ottilie mit ihrem Männerhaß? Und die grausame Julie" — „Ich sage Ihnen, es wird viel Unheil, Spaltungen, Eifersucht geben, die grimmigsten Leidenschaften werden losgelassen, und am Ende setzt es wenigstens ein paar Heirathen." — „Da fürchte ich, gehen Sie leer aus, denn Sie haben es mit allen Damen verdorben." — „Mit allen? Das wäre mehr als ich wollte. Doch Eine ausgenommen, gebe ich die Andern preis, und diese Eine hat zu viel Tact, um so schnell zu verdammen." — „O Sie thun Alles, das Urtheil leicht zu machen!" — „In Liebessachen sollte gar niemand richten, denn wir sind da Alle Partey." „Doch giebt es

Freybeuter, wider die man gemeine Sache machen sollte.“ — Halten Sie uns wirklich für so gefährlich? Unsere Fehde ist die offne, unser Angriff unverdeckt, und maskiren wir uns, so geschieht es mehr, die Niederlage unserer schönen Feinde in ihren eignen Augen zu entschuldigen. — „Nur keine Schutzrede, Altomar!“ — „Die Materie ist schon zu erschöpft, auch wäre es eben so, als wollte einer seine Existenz entschuldigen. Lassen wir das, und hören Sie ein Bekenntniß, was ich Ihnen zu machen habe. Mir ist es seit gestern recht sonderbar gegangen; zerstreut, unlustig, lebenssatt kam ich hierher, und nun bin ich genesen, die Grillen sind verscheucht, alles lacht mich an, und das Blut hüpft mir in den Adern.“ — „Dieß Wunder verdanken Sie unserm Fest, das jeden ergreift, und vielleicht noch einer meiner Freundinnen ins besondere.“ — „Nein, es ist jünger, hier erst, jetzt, in dieser Umgebung, finde ich mich wieder, alles ist noch wie damals, dieselbe Luft weht balsamisch herein, das Zimmer ist festlich ausgeschmückt, alles um mich her mit

dem alten Zauberglanz umflossen, und Sie — stehen mit dem Reitz der ersten Liebe wieder vor mir." — „Altomar! Sind Sie toll?" — „Ja, liebestoll." — „Haben Sie vergessen?" — „Was? Eine Spanne Zeit, die zwischen uns liegt, die Abwesenheit während einer Winternacht!" — „Ihre Manier ist noch ruchloser, als die Sache selbst." — „Die Liebe ist freyer und herrlicher, als Sie glauben. Wie der Geist jeder Idee ganz und völlig sich hingiebt, und doch ewig ungefesselt bleibt, so erhält sich auch das Herz immer frisch und unversehrt, so oft es auch herumflattert und wechselt. Wer immer dasselbe liebt, liebt gar nicht." — „Ich bitte, keine Maximen zu Gunsten Ihrer Verirrungen. Gegen die Weiber gilt gar keine Sophisterey." — „Ich bin aufrichtiger, als Sie meinen.

Es giebt gewisse Grundsätze, die nur darum in Ehren bleiben, weil jeder sie von den Andern streng fordert, und sie nur für sich im Stillen verdammt. Was ist Treue, wenn das Herz nicht mehr für dasselbe schlägt? Man sollte in der Liebe nichts fordern als Wahrheit." —

„Ihr wäret also nie wahrer, als wenn Ihr falsch würdet? Und die Liebesschwüre wären nur bedingungsweise zu verstehen, so wie Kinder, was sie verschenkt haben, wieder zurücknehmen, wenn es ihnen einfällt.“ — „Wer liebt am besten, der am stärksten oder der am längsten liebt? Wie kann Ein Gegenstand den ganzen Liebesreichthum in uns offenbaren! Welche zähe Natur und Lauigkeit wird nicht zu einer robusten dauerhaften Liebe nach der Weise des Cyrus erfordert, wie spinnt sich ihr Faden so dünn aus, und alle Blüthen des Geistes und Herzens erfrieren dabey!“ — „Sie wissen, ich bin nicht rachsüchtig, desto weniger verzeihe ich aber. Denn nicht jedes Unrecht läßt sich von jedem wieder gut machen. Und Sie sind ein doppelter Sünder, den Werken und den Worten nach.“ — „Ich hoffe, meine Reue ist noch zeitig genug, um Gnade zu finden, schöne Leonore. Uebrigens weiß ich nichts Besseres für mich zu sagen, als ich liebe Sie, alle meine sonstigen Künste, Kriegslisten und Handgriffe versagen mir, ich bin zum Neuling

worden und erstaune selbst, mich in den alten Banden wieder zu finden. Haben Sie Mitleid." — „Gut, seufzen Sie nur, der Neuheit wegen erlaube ich es Ihnen. Wirklich hätte ich nicht geglaubt, noch so gefährlich zu seyn! Nur muß ich Sie bitten, Ihre Gefühle im Innersten Ihres Busens sorgfältig zu verschließen, unsere Gesellschaft möchte sich sonst über diese aufgewärmte Liebe nicht wenig lustig machen." — „Hören Sie einen Vorschlag. Der Erzählungen und des ganzen Ceremoniels bin ich herzlich überdrüßig, einen Wink von Ihnen, und ich sprenge mit einem Schlag die ganze Versammlung aus einander." — „Ich kenne Ihre Geschicklichkeit, besonders wo es auf Mysterien ankommt, doch sind mir meine Gäste noch zu lieb. Auch bedenken Sie nicht, Altomar, wie nöthig es für mich ist, Nebenbuhlerinnen um mich zu haben, besonders so junge und reitzende." — „Leider ist die Probe zu wenig rühmlich. Die prüde Ottilie, die tändelnde Julie und die großherzige Wilhelmine, so hübsch sie auch seyn mögen, besitzen nichts von dem Hautgout

in der Liebe, der allein den Kenner lockt. Geben Sie mir etwas Schwereres auf, wo möglich gleich das Schwerste." — „Nehmen Sie sich in Acht, der Hahn kräht!" — „Fordern Sie welches Opfer Sie wollen, ich unterwerfe mich jeder Bedingung, nur stecken Sie das Ziel der Versöhnung nicht zu weit hinaus." — „Geduld! Gegen einen Feind, wie Sie, muß man sich besonders verwahren. Ehe ich Ihnen gestatte mir nur von Liebe vorzusprechen, verlange ich die Erfüllung eines Präliminar-Artikels. Es liegt mir daran, genau zu wissen, wie es um die Herzen meiner Freundinnen steht. Sie sind gewandt und einschmeichelnd, wenn Sie wollen; bieten Sie alles auf, sich das Vertrauen der drey Damen zu erwerben, und so nebenher das meinige zu verdienen. Mein Wille ist, daß Thalheim und Julie nicht von einander getrennt werden sollen, beyde passen zu gut für einander. Das Wie überlasse ich Ihnen, nur bitte ich mir aus, so wenig Intrigue als möglich; allenfalls verzeih' ich Ihnen einen leichten Angriff auf Wilhelminen, um diese zu zerstreuen, doch

nicht perfider als es nöthig ist. Sollten Sie, mein Herr, von so viel Versuchungen auch nur einen Augenblick geblendet werden, so seyn Sie sicher, es entgeht mir nicht, und, furchtbare Strafe! ich verbanne Sie auf immer aus meinen Augen. Jeden Abend statten Sie mir getreuen Bericht ab." — „Wo? In dem Pavillon, herrlichen Andenkens? Geben Sie mir den Schlüssel, Leonore, wie sonst, nur zur Erinnerung!" — „Geben Sie sich einstweilen zur Ruhe, mein Freund, und richten Sie meinen Auftrag aus. Ich sehe Sie jeden Abend im rechten Cabinet des Gartensaals."

Hier wurde die Unterredung durch den Doktor unterbrochen, der lustig hereinsprang.

„Störe ich etwa hier auch? sagte er lachend. Es ist heute mein Schicksal jedermann ungeduldig zu machen. So eben habe ich die schöne Wilhelmine bestmöglichst zwey Stunden zu unterhalten gesucht, habe alles aufgeboten, sie zu belustigen, habe Schwänke erzählt, die artigsten

und neuesten Betrachtungen angestellt, umsonst, nichts schlug an. Dann übergab ich sie Manfredo, der tiefsinnig das Gebüsch durchstrich, und suchte Ottilien auf, da kam ich noch schlimmer weg, und endlich wie ich auf die artige Julie stieß, so fing sie aus dem Stegreif mit mir zu zanken an, und schmollte mit der ganzen Welt wie ein kleiner Teufel. Verstehen Sie etwas von diesen Launen? Wenn man mich böse macht, so soll man den Lärm und Unfug sehen, den ich noch anrichten will!" — Madame Bianki und Altomar lächelten über Anselmo's Beschwerden, und der kleine Doktor lächelte etwas boshaft mit.

Die Abendtafel wurde durch Musik ungewöhnlich verlängert, Wilhelmine saß etwas peinlich zwischen Altomar und Anselmo, die immer etwas zu sagen hatten, und nie endigen konnten oder wollten, die Frau vom Hause hatte Thalheim in ein Gespräch verwickelt, aus dem er sich nicht los machen konnte. Julie war sehr still und in sich gekehrt gewesen, und begab sich bald in den Garten,

Manfredo folgte unruhig nach. Er suchte, und wußte nicht deutlich was, er sah sich überall um und erblickte endlich Julien auf einem abgehauenen Baum ganz in Gedanken sitzen. Er näherte sich ihr mit ungewissen Schritten und ängstlicher Freude, als hätte er gefunden was er suchte, und scheue sich seinen Irrthum gewahr zu werden. Julie neigte den Kopf, da er sie mit einer Verbeugung grüßte, er setzte sich nicht weit von ihr, so daß er nur die Hälfte ihres seitwärts gekehrten Gesichts sehen konnte. Es begannen zwey stumme Monologen voll von Gedanken und Träumereyen, die sich zuweilen wie Blitze in Seufzer entluden. Manfredo erhitzte sich nach und nach an dem verstohlnen Anblick der reitzenden Figur. Sie ist's! rief er halb laut aus. Und nun knüpfte er mühsam, um sich zu verbergen, ein Gespräch an, worin er bald noch mehr verrathen hätte. Julie stand auf und schien gestört zu seyn, Manfredo bemerkte es nicht und schilderte beredt durch Blicke und Worte die Sehnsucht, die sein Herz überschlichen hatte.

„Was sind Vorsätze, brach er nach einer Pause heftig aus, was Gelübde gegen den innern, unwiderstehlichen Zug der Natur! Noch vor wenig Tagen wie so ganz anders war mir! Verschloßnen Sinnes ging ich herum, öd, abgestorben, glitt jeder Reitz des Lebens an mir ab; nur hier arbeitete es in der Brust, tief und schwer, Ein Bild, das Bild einer Undankbaren, war nur lebendig darin und hatte es ganz eingenommen. Meine Phantasie war entzündet, mein Gehirn verbrannt, überall verfolgte mich die Gestalt, sie wachte mit mir auf, und legte sich zu meinen Träumen mit mir nieder, so verzehrte ich mich in unfruchtbarem Sehnen. Mein Verstand war angegriffen, die Idee einer chimärischen Treue, einer einzigen Leidenschaft ohne Ende und Grenze erfüllte mich ganz, jeden Trost, jede Hülfe stieß ich weit weg, sie selbst floh ich, verschloß mich nur mit meinem Schmerz und gefiel mir endlich in diesem dumpfen, bangen Hinbrüten.“ —

Julie hatte ihm mit Befremdung zugehört. Er fuhr fort: „Hier, wie auf geweihtem Boden,

sollte ich entzaubert werden, die Sirenengestalt, die mich berückte, ist von mir gewichen, ich athme wieder frey, schaue mit Lust um mich her, und schon schwellt ein neues Verlangen mir freudig das Herz." Er hielt hier inne, seine heißen Blicke sagten noch deutlicher, was in ihm vorging.

„So sind sie alle, versetzte Julie kalt und für sich hin, ein Nichts setzt sie außer sich, was ihnen heilig war, werfen sie dann weg, vertauschen es gegen das Frivolste, und preißen ihre Verblendung wohl gar noch glücklich." Sie besann sich und fügte noch, zu Manfredo gewendet, hinzu: „Trauen Sie dieser Stimmung nicht, was uns so plötzlich kommt, geht auch eben so schnell wieder. Ihre alte Liebe wird wiederkehren, aber Sie werden keine Ruhe mehr in ihr finden. Nur bey der Treue wohnt das Glück!" —

Manfredo fühlte sich durch diese Worte schmerzhaft getroffen und umgewandelt. Er

konnte nichts sagen vor innerem Getümmel, und Julie ging langsam in das tiefere Gebüsch hinein, wohin er ihr nicht folgte.

Der Gartensaal war indeß immer noch nicht leer worden. Wilhelmine war zwar ihren Plagegeistern durch die Nachsicht Anselmo's entschlüpft, aber den armen Thalheim bannte man mit lauter Höflichkeit an den Spieltisch, wo er eben nicht gute Miene machte.

Der schöne Gustavson ging mit Ottilien im Saal auf und ab, ihr Gespräch, das sich um gleichgültige Dinge herumdrehte, erhielt nur durch die Bedeutung und den Ernst, den beyde hineinlegten, ein Interesse. Ottilie hörte ihn mit mehr Aufmerksamkeit als sie sonst jungen Männern bezeugte, an. Die ganze Unterhaltung war nur einleitend, eine Art Prolog zu einem nähern Verständniß. Gustavson bat sie, den andern Morgen mit ihm in seinem Phaeton auszufahren, er wolle zwey neue rasche Engländer zum erstenmal probiren. Nach einigem Weigern nahm Ottilie es an, die Gefahr und

das Heroische dabey lockte ihr muthiges Herz zu sehr. Sie brach jetzt das Gespräch ab, denn jeder Schein von Zweydeutigkeit war ihr zuwider, und eilte auf ihr Zimmer.

Thalheim versuchte vergebens durch manche List zu entrinnen, traurig sah er in den schönen Mondschein hinaus, und seine Zerstreuung wurde mehr als einmal belacht. Es war Mitternacht, als man vom Spiel aufstand und auseinander ging, tiefe Stille lag schon auf Garten und Haus, und jedermann war genöthigt sich zur Ruhe zu begeben.

Erst spät am Tag und einzeln versammelte man sich im Salon wieder. Eine rauschende Lustigkeit wurde durch einige angeregt, und wie verabredet, von Allen willig ergriffen und unterhalten. Man wollte so unter der Maske einer künstlichen Tollheit sein Spiel besser verdecken. Niemand war ausgelassener als Julie, sie gab die närrischten Possen an, und spielte Thalheim ärger als je mit. Aber während sie sang, scherzte und neckte, war sie im Innern

zerrissen, ihr Zustand wurde immer peinlicher und endlich unerträglich. Mit kaum zurückgehaltenen Thränen im Auge sprang sie in den Garten, um dort, wie sie sagte, sich zu sondiren und auf ihre Bekenntnisse im Stillen vorzubereiten. Gustavson und Ottilie nahmen wenig Antheil an dem was vorging, beyde unterredeten sich mit einander ruhig und heiter durch wohlwollende Blicke, und sahen es vielleicht nicht ungern, da Gustavsons prächtiger Phaeton vorfuhr, um sie aus dem Kreise so lästiger Zeugen zu entführen. Er faßte die Zügel mit starker Hand, und sie verschwanden bald aus den Augen der Nachsehenden. Ihre Fahrt war sehr angenehm, der Weg war schattig, zu einer Seite in der Tiefe breitete sich ein weiter Wiesengrund aus, und dazwischen freundliche Häuser und Gärten, auf der andern lagen die Rebhügel sanft angelehnt mit ihrem goldgelben Laub und dunkeln Früchten.

Ein Zufall, bey dem mehr Glück als Unglück war, unterbrach ihre frohe Stimmung und führte eine neue herbey. Gustavson, im

Gespräch oder in der Beschauung seiner Gefährtin begriffen, hatte einen Nebenweg eingeschlagen, der immer schmaler und abhängiger wurde; rasch wollte er einen Hügel hinauf einlenken, ein großer Stein, den er nicht geachtet, lag ihm im Weg, das Rad ging darüber, der Wagen verlor das Gleichgewicht und schlug um. Ottilie wurde herausgeworfen und durch die Gewalt des Stoßes bis zur Mitte des Abhangs hingeschleudert, wo sie sich in Gesträuch verwikkelte. Gustavson, der nicht weit von den Rädern lag, sprang sogleich wieder auf, und hatte noch Zeit den Pferden in den Zügel zu fallen. Blitzschnell hob er den leichten Wagen auf, band die Pferde an einen Baum, und flog nun zu Ottilien, die wie in Ohnmacht da lag. Gustavson, äußerst bestürzt, warf sich vor ihr nieder, rieb ihre Schläfe, hielt ihr Salz vor und rief sie bey den zärtlichsten Nahmen. Ottilie kam schnell wieder zu sich, doch konnte sie sich noch nicht fassen, und jetzt hatte Gustavson Muße, die reitzende Unordnung, in der sie da lag, zu betrachten. Das Reitkleid hatte sich im Fallen in die Höhe geworfen, alle Bedeckung war

verschoben und verknüllt, und das schönste Bein lag entblößt vor seinen gierigen Augen da. Er nahm ihre Hand und bedeckte sie mit Küssen, sie erwiederte seine Liebkosungen mit noch halb befangenem Sinn. So ward eine Scene voll Zärtlichkeit herbeygeführt, die sich mit ewigen Versicherungen und Schwüren endigte.

Indeß ging es im Schloß nicht ruhiger, aber wohl wunderlicher her. Altomar hatte Julien aufgesucht, sich gutmüthig und offen angestellt, manches Wörtchen über Thalheim fallen lassen, und sich bittern Spott gegen Wilhelminen erlaubt, um sich in ihr Vertrauen hineinzustehlen; aber beschämt und unverrichteter Sache mußte er wieder abziehen. Julie hörte ihn erst mit Gleichgültigkeit, dann mit einem Widerwillen an, den sie eben nicht sehr verbarg. Altomar war ihr von jeher zuwider gewesen, und sie sah ihn vielleicht in einem gehässigeren Lichte an, als er verdiente. Seinen Geist nannte sie boshaft und nicht witzig, und der Humor, den er ins Leben übertrug, war ihr Verderbtheit des

Herzens. Sie war eine von den Weibern, die durch ruhiges Temperament und Beweglichkeit des Geistes gegen die Angriffe der irrenden Liebesritter aller Art gestählt sind.

Manfredo saß eben einsam auf seinem Zimmer und lockte aus seiner Guitarre die schwermüthigsten Töne hervor, als an seiner Thüre geklopft wurde, und Anselmo hereinhüpfte. „Geht es Ihnen auch so fatal, Freund, versetzte er ganz ernst, wie mir? Weiß der Teufel, was hier in der Luft steckt? Ich habe alle Mühe mich zurückzuhalten, daß ich nicht girre wie ein Turteltauber. Es muß etwas Unnatürliches bey diesem Zustand seyn, denn er greift mich entsetzlich an. Es ist erbärmlich was ich zusammenschwinde, sehen Sie nur! Die Weiber haben's uns angethan, es ist ein Complott wider unsere Ruhe, sage ich Ihnen. Die verdammten Liebeshistorien waren Oehl ins Feuer!" — Er fuhr in dem Tone fort: „Unsere Unglücksgefährten sind gegen uns zu beneiden, die wissen doch, für wen sie seufzen, aber wir beyde, wir lieben recht ins Blaue hinein, recht a priori." —

Indem trat ein schelmisches, schwarzäugiges Mädchen herein, weiß gekleidet und hoch aufgeschürzt, und machte sich ein Geschäft im Zimmer. Anselmo belustigte sich an der geheimen Aufmerksamkeit, mit der Manfredo jeden ihrer Tritte und jede Bewegung belauerte, er selbst war es, der die hübsche Therese herein beschieden hatte. Unbeweglich saß Manfredo da und sah starr vor sich hin, das Mädchen sprang geschäftig hin und her, und handthierte gar artig mit den weißen Händchen.

„Das schöne Kind da, sagte Anselmo, sieht auch ganz tiefsinnig aus, wie wär's, wenn Ihr Euch beyde tröstetet? Spielen Sie ihr etwas vor. Musik soll zu Zeiten eine seltsame Wirkung auf Menschen und Thiere hervorbringen. Der Dritte ist in solchen Fällen wohl überflüssig, auf Wiedersehen." — Er wollte gehen und sie allein lassen, aber Therese empfahl sich mit einem Knicks und huschte wie der Wind hinaus.

Altomar war zu sehr mit seinem eignen Interesse beschäftigt, um seine Zeit mit

Beobachtung Anderer hinzubringen. Auch hatte Julie ihn zu sehr mißhandelt, als daß der Gedanke, die Uebermüthige gequält und aufs Aeußerste gebracht zu sehen, nicht etwas Schmeichelhaftes für ihn haben sollte. Er überraschte daher Madame Bianki bey ihrer Toilette, und verließ sich mehr auf Geschicklichkeit und alte Zuneigung, als auf bestandene Proben.

Thalheim und Wilhelmine, sich selbst und ihrem Hang überlassen, trafen sich bald bey einer Grotte, auf einer Rasenbank, die auf weichem Moos zur Ruhe und zu freundschaftlichen Ergießungen einlud. Sie ahndeten nicht, daß ein unerwarteter und unwillkommner Zeuge, dicht bey ihnen, hinter einem Baum, des kommenden Gespräches lausche.

Thalheim hatte Wilhelminen noch vor wenig Augenblicken so viel zu eröffnen gehabt, und nun verstummte er vor ihr. Sie hatte mehr Geistesfreyheit und sprach unbefangen über ihre Geschichte und jetzige Lage.

„Ich habe, sagte sie, von der Liebe nur die Schmerzen erfahren, das Peinliche der Unruhe, den plötzlichen Wechsel und Streit der Empfindungen, und die Folter gewaltthätiger Momente, wo Liebe und Haß, und alle Leidenschaften zugleich unser Herz durchwühlen. Mein Herz ist nicht gemacht für eine gewöhnliche ruhige Neigung, ich kann nicht mit Maaß lieben; der Verstellung unfähig und alle weiblichen Künste verschmähend, werde ich von jeder Leidenschaft, der ich mich überlasse, das erste Opfer. Die Männer haben weder Sinn für eine gänzliche Hingebung, noch verdienen sie sie durch Großmuth, nichts gewinnt sie, nichts füllt sie aus, nur unsere Schwachheit gefällt ihnen, unedel lauern sie ihr auf und bestrafen uns dann für ihre eigene Schuld. Nein, kein Mann fühlt das, was ich gelitten habe in jener Zeit!“

Thalheim schien hier durch seine theilnehmenden Blicke eine Ausnahme von ihr zu verlangen. — „Sie haben nachdem nie wieder geliebt?“ fragte er leise und schüchtern. —

— „Nie! Ich vermied alle Männer, ich floh sie fast. Mein Herz war so gepreßt, so zerknickt worden, daß die Ruhe, mit der ich wieder athmete, mir eine Zeit lang der beneidenswertheste Zustand zu seyn schien.“ — „Warum mußten wir beyde, versetzte Thalheim mit einem Seufzer, mit dem Bedürfniß zu lieben, auf so unglückliche Gegenstände treffen!“ — Kaum war diese Naivetät ihm entfahren, so erschrak er über das Geständniß, das darin lag.

— „Ihre Julie ist mir ein Räthsel. Was will sie? Was ist ihre Absicht? Liebt sie etwa einen Andern?“ —

Nein! schallte es aus der Grotte dumpf heraus. — Wilhelmine fuhr zusammen, Thalheim war betreten, endlich stand er auf und ging in die Grotte, fand aber niemand. „Was war das? versetzte er, da er heraus kam, etwas außer Fassung, was kann das seyn?“ — „Ein Spaß des kleinen Doktors, oder von Altomar. Machen wir etwas daraus, so werden wir noch ausgelacht.“ —

Thalheimen war nicht wohl zu Muthe, die Stimme war ihm bekannt und ein Gewissensscrupel stieg in ihm auf.

Wilhelmine mußte das Gespräch wieder anknüpfen. „Wir wollen, sagte sie, vor der Hand die Antwort des Orakels gelten lassen. In diesem Fall, armer Thalheim, sind Sie noch übler daran. Ein Nebenbuhler ist durch Verdienste und durch Ausharren zu besiegen, eine gleichgültige Schöne aber durch eine ewige Treue nur zu ermüden. Glauben Sie mir, die kleine Julie wird Sie nicht eher lieben, als bis Sie nicht mehr an sie denken.“ — Wilhelmine sah sich hier um, als erwartete sie aus der Grotte wieder eine Antwort, allein es erfolgte nichts, und sie fuhr fort: „Da nun an das Letztere nicht zu denken ist, so müssen wir auf andere Mittel sinnen. Hätten Sie nur ein wenig Vertrauen zu mir — denn noch weiß ich ja gar nicht, wer diese Julie ist“ — „O Sie kennen sie, Sie ist es selbst“ — „Also unsere Julie? Ey freylich! Ich hätte sie an der Kaltblütigkeit, womit sie

Ihre Geschichte anhörte, erkennen sollen! Nun, fassen Sie nur Muth, Thalheim, und hoffen Sie. — Wahrhaftig, Sie sehen recht verzweiflungsvoll aus!" — „Sie wissen nicht, was mich jetzt am meisten quält." —

Wilhelmine gab ihm ihre Hand. „Lieber Thalheim, sagte sie in dem sanftesten Ton: wo Liebe herrscht, da ist alles, was die Freundschaft bieten kann, unzureichend und unbequem. Wenn Ihnen aber die Theilnehmung einer Freundin Trost und einige Erleichterung gewähren kann, so nehmen Sie die meinige an. Wir sind beyde in einem ähnlichen hülfsbedürftigen Zustand; mein Herz ist erschöpft und müde, das Ihrige noch unbefriedigt und allein. Offenheit, Vertrauen, Anhänglichkeit können lindern, zerstreuen, und ein neues Interesse herbeyführen; nur müssen wir uns nicht täuschen, nicht zu viel fordern und nicht einander versprechen, was keines leisten kann." —

„O himmlische Güte!" rief Thalheim aus, und küßte die hingegebene Hand, die er zwi-

schen den seinigen drückte. — „Nicht diese Rührung, mein Freund, sie könnte uns in dieser Stimmung zu weit führen.“ — „Soll ich, darf ich Ihnen sagen, was in mir vorgeht? Ich kenne mich selbst nicht mehr, alles drängt sich durch einander; nie fühlte ich stärker, was ich bedarf, und nichts kann ich fest halten, nichts mir zueignen. Seyn Sie mein Schutzgeist, Wilhelmine, leiten Sie mich, bis ich mich ganz erforscht habe, und weiß, was ich lassen und wonach ich streben muß.“ —

Wilhelmine fand für gut, ihn jetzt seinen eignen Betrachtungen zu überlassen, und entfernte sich, um ihre Toilette zu machen. Thalheim irrte noch lange in den entlegensten Gängen des Gartens umher, sein Herz war im Kampf zwischen alter Neigung und neuer Schwachheit, er rief das Vergangene in sich zurück, verglich und prüfte, und verwirrte sich nur immer mehr.

Das gesellige Mahl brachte zwar die zerstreueten Gäste wieder zusammen, verfehlte

aber dießmal seine aufheiternde Wirkung. Altomar war von seinem Toilettenbesuch finster und übellaunig zurückgekommen, Madame Bianki schien mit sich selbst uneinig zu seyn, die Uebrigen waren unruhig und tiefsinnig, nur Gustavson und Ottilie blieben gleich heiter, doch waren sie still und trugen wenig zur gemeinschaftlichen Unterhaltung bey.

Anselmo belustigte sich eine Zeit lang an der Verstimmung der Einzelnen, aber der Stillstand und die Zerrüttung des Ganzen ärgerte ihn um so mehr, da sein Geist sich besonders erfreuete, wenn mehrere Dinge und Personen sich zu Einer Wirkung freundlich vereinten. Um diesem Unwesen zu steuern, hatte er sich schnell ein Plänchen ausgedacht, und eilte sogleich zur Ausführung.

Die respective Gesellschaft, sagte er nach einer langen und lästigen Verstummung der Anwesenden, wird mir verzeihen, wenn ich sie jenen Staaten vergleiche, die, nachdem sie den Gipfel der Vortrefflichkeit erreicht hatten, ganz

bescheiden heruntersanken und ausarteten. Wie jene Colosse, so haben auch wir das heilsame Gleichgewicht verloren. Es wird Ihnen, geneigte Zuhörer, nicht unbekannt seyn, daß die Kunst des Umgangs darin besteht, daß man von allem spricht, und daß nichts zur Sprache kommt. Nun besorge ich leider, daß, unter uns, einige Saiten etwas zu stark sind gehandhabt worden, die denn jetzt respectwidrig nachbeben, und durch ihre Einseitigkeit dem Einklang des Ganzen Eintrag thun. Den Stimmhammer hier brauchen zu wollen, bey so zarten Instrumenten, wäre thöricht, den Einfluß der Zeit und Umstände aber abzuwarten, ist zu allen Zeiten der albernste Rath gewesen. In solchen Fällen waren Spitzköpfe immer der Meinung, eine kleine Diversion sey das Beste, man müsse einen Teufel durch den andern austreiben. So wäre zum Beyspiel ein rasches Allegro gut, um uns aus dem Andante herauszureißen, in dem wir sonst stecken bleiben Seyn Sie übrigens unbesorgt, ein jeder kehrt doch über lang und kurz zu seinem Grundton zurück. Also weg mit den Harmonikatönen.

und sehnsüchtigen Alphörnern, weg mit der Viole d'amour, und nur herbey mit dem tollen türkischen Scharivari! Wir wollen uns selbst verlieren, und durch Umwege einander wiederfinden." —

„Ich bitte Sie, heraus mit Ihrem Vorschlag, rief Julie, am Ende ist es doch nichts weiter als eine Maskerade!" — „Ganz recht, versetzte Anselmo ruhig, eben dieß edle Blindekuhspiel erwachsner Leute meine ich. Ich denke, es wird genug Spaß geben, wenn wir nur aus uns selbst ein wenig heraustreten können."

Des kleinen Doktors Vorschlag gefiel zuerst den Damen, denn alle Weiber lieben von Natur Verkleidungen. Die Männer waren sogleich schlau, überschlugen den etwanigen Vortheil, der daraus sich ziehen ließe, und stimmten freudig bey. Kaum war es beschlossen, so fuhr auch, wie es bey jedem Anfang eines Unternehmens zu gehen pflegt, plötzlich in Alle ein Geist der Thätigkeit. Jedermann sann und brütete

Entwürfe in sich aus, überlegte, verwarf, wählte; die Zeit schien zu kurz und jeder Augenblick kostbar zu seyn. Bey diesem Drang des wirklichen Lebens, wo es auf so wichtige und schnelle Entscheidungen ankam, mußte das Herz sich einstweilen zurückziehen, und der sonst bey Seite gelegte Witz wurde sorgfältig hervorgesucht.

Die Damen zogen sich zurück, um mit ihren Kammermädchen zu rathschlagen, und die Herrn waren fast noch ängstlicher mit Erfindung und Ausrüstung ihrer Maskenkleider beschäftigt, wozu das Meiste aus der nächsten Stadt erst herbeygeschafft werden mußte.

Anselmo hatte kurz nach seinem Antrag mit Madame Bianki eine geheime Verhandlung gepflogen, nach deren Beendigung ohne Wissen der Uebrigen ein Courier mit Depeschen eiligst abgesandt wurde.

Wie durch einen elektrischen Schlag gerieth das ganze Schloß auf einmal in Bewegung,

alle Füße rannten hastig umher, jede Hand regte sich geschäftig und willig; denn schon das Wort, Maskerade, führt etwas Begeisterndes mit sich.

Es wurden jetzt mancherley mit unter unerlaubte Künste in Ausübung gesetzt, um die Masken-Mysterien am frühesten auszukundschaften. Altomar, als der Gewandteste, wußte sich folgende Nachricht zu verschaffen, und theilte sie zuversichtlich seinen Freunden mit. Julie, behauptete er, würde als Griechisches Straußermädchen ihren Muthwillen auslassen, Wilhelmine als die zierlichste Aelpnerin alle Augen verführen, Ottilie in edler Venetianischer Tracht Bewunderung aufdringen, und endlich Dame Bianki in gefälliger Französischer Kleidung erscheinen.

Die ganze Nachricht war unächt und absichtlich verkehrt ausgesprengt, damit Thalheim Julien als Schweizer Bäuerin für Wilhelminen nehmen sollte. Gustavson war auf dem

Reinen, er hatte von Ottilien ein silberblaues Band erhalten, woran er sie erkennen sollte.

Altomar'n wurde von unbekannter Hand, dreyfach eingepackt, ein herrlich parfümirter Aurorafarbner Handschuh zugeschickt; er wußte aber nicht, daß Manfredo auf dieselbe Art und von gleicher Farbe auch einen erhalten hatte. Beyde deuteten diese Sendung nach ihren Wünschen, und überließen sich den schmeichelhaftesten Hoffnungen.

Gegen Abend fuhren einige Wagen mit Herrn und Damen in den Schloßhof ein. Ihre Nahmen zu nennen wäre überflüssig, man hatte sie bloß als Statisten und Figurantinnen verschrieben, und sie blieben ihren Rollen sehr getreu.

Bald darauf füllte sich der festlich geschmückte Saal mit Masken aller Art und Bedeutung. Die Männer wurden gar leicht erkannt, denn jeder hatte unwillkührlich seinen eigenen Charakter als Maske vorgesteckt, und glaubte sich so

sehr verborgen. Manfredo schritt als stolzer Spanier einher, Gustavson kam in Altdeutscher Rittertracht, jedoch ohne Rüstung, Thalheim als idealischer Schäfer in blauen Atlaß gekleidet, und mit Rosa-Bändern verziert. Altomar, der den Contrast liebte, war dießmal vom Kopf bis zu den Füßen schwarz.

Jetzt fingen die Irrungen an, und Alle geriethen auf eine falsche Spur. Eine junge fromme Pilgerin näherte sich unserm Nordischen Ritter, und fragte ihn, ob er mit ihr zum Allerheiligsten wallfahrten wolle? Ungeduldig machte er sich von ihr los, nur seiner Venetianerin harrend, aber umsonst, sie verfolgte und neckte ihn auf jedem Schritt, bis sein Unmuth plötzlich in Freude überging, da er das wohlbekannte Silberband um ihren Pilgerstab erblickte; es war Ottilie. Altomar'n erging es noch schlimmer, eine unbarmherzige Fledermaus umschwirrte und zupfte ihn beständig, sie schrieb ihm Nahmen und Dinge auf, die ihn in Verwunderung setzten, und er hätte sie für seine Dame erkennen müssen, wenn er nicht eine

artige Französin mit einem niedlichen Titus- kopf gewahr worden wäre, die ihn aus einiger Entfernung scharf beobachtete. Er eilte zu ihr, sie wich ihm aus; er redet sie an, sie schüttelt verneinend den Kopf. Altomar hielt dieß für einen Scherz und ward dringender; indem kam die Fledermaus wieder auf ihn zu, und that so freundlich und bekannt, daß er aufs Neue irre ward. Die Fledermaus hätte wahrscheinlich gesiegt, denn die Artigkeit der Weiber war ihm unwiderstehlich, ehe er sich aber entschließen konnte, verlor er beyde aus den Augen.

Der Schäfer Thalheim umging jetzt die niedliche Aelpnerin in immer engern Kreisen, und wagte sich zuletzt zu einem Gruß heran. Er scheute sich sie zu betrachten, so reitzend schien sie ihm. Das fest anliegende Corset, die rund umschloßnen Glieder, ihr reiches, braunes Haar, in zierlichen Zöpfen hinaufgeschlungen und oben in einander gewunden, jede Stellung, jede Bewegung leicht und anmuthig; so reitzend glaubte Thalheim Wilhelminen noch

nie gesehen zu haben. Julie genoß ihres Triumphs, und beschloß bey sich, eine süße Rache an dem Ungetreuen zu nehmen.

Wilhelmine mochte ihre Blumen noch so sinnvoll ordnen, und ihre Kränze mit schmeichelhafter Auszeichnung vertheilen, so fand sie doch bey den sonst Beschäftigten wenig Eingang. Selbst eine Blumenkette, die sie Thalheim galant anbot, wollte nicht ziehen, zerstreut und verlegen nahm er sie aus den Händen der vermeinten Julie an. Befremdet und beleidigt wollte sie schon den Saal verlassen, als ein wohlbeleibter Landjunker, dem ihre weißen, vollen Arme in die Augen stachen, sie zum Tanz aufforderte und sie mit ländlichen Scherzen auf das Beste zu unterhalten suchte.

Manfredo stellte sich unweit des Eingangs, die Augen fest auf die Thüre geheftet, um die Unbekannte mit den Aurora-Handschuhen sogleich zu entdecken. Nur wenn ihn eine

ähnliche Farbe auf einen Augenblick verführte, fuhr er hastig auf und verfolgte hitzig den falschen Schein, bis er betrogen und unmuthig seinen vorigen Stand wieder einnahm. Ihm gegenüber hatte sich, ohne daß er es merkte, eine Circassierin in nachlässiger, mahlerischer Stellung, an einen Pfeiler gelehnt. Sie hatte mit den Schönen dieses Landes nichts gemein, als die Kunst, mangelnde Reitze zu ersetzen und die erloschnen geschickt wieder aufzufrischen. Wer nichts von ihr sah, als die agatnen Augenbraunen, die blendende Stirn, eine Schnur der schönsten Zähne und einen gewissen Faltenwurf, der knieete nieder und gab ihr den Apfel. Die Nähe hingegen schadete ihr etwas; deßhalb flog sie auch, wie die Nachtvögel, erst nach Sonnenuntergang aus. Ueberhaupt gehörte sie unter die Damen, die gar keine Vergangenheit annehmen und die Jugendzeit nur nach dem eignen Thermometer abmessen. Manfredo's Gestalt und seine großen Italiänischen Augen erregten ihre warme Theilnahme, sein freudenloses, düstres Wesen hatte für ihr Herz etwas Rührendes. Ein sympa-

thetischer Zug durchdrang sie, sie war gezwungen, in seine Nähe, ihm gegenüber sich zu stellen, sie mußte seufzen, ihre Augen senkten sich unwillkührlich bald zur Erde, bald richteten sie sich himmelwärts, oder ruheten auf einem bestimmtern Gegenstand. Den Ausdruck ihres Mienenspiels, der mannigfaltigen Geberden und leisen Verrückung der Drapperie schildern zu wollen, wäre vergeblich; es war noch ganz derselbe, womit sie, vor etwa zwanzig Jahren, an einem glänzenden Hof eine ansehnliche Niederlage angerichtet hatte. Zum Unglück ging dieser kunstreiche Angriff an Manfredo völlig verloren, denn jedermann bemerkte ihn eher als der, dem er galt. Die Circassierin war nicht so leicht abzuschrecken; sie versuchte einigemal durch zierliche Wendungen und beliebte Maskenscherze ihm Rede abzugewinnen, aber auch hier wurde sie durch erpreßte, einsylbige Antworten zurückgeschlagen. Sie nahm dieß für bloße Schüchternheit, und überlegte, ob es der Mühe lohne, noch mehr Schritte zu thun, um den blöden Fremdling in den Gang der feinen Welt einzuweihen.

Der muntre Reihentanz wurde einen Augenblick durch eine drollige Erscheinung unterbrochen. Eine allerliebste Tyrolerin trat leichtfüßig herein, an ihrer Hand ein Männchen, phantastisch gekleidet, mit einem eisgrauen Bart und einem rothen Wünschelhütchen. An dem offnen Kasten, den er vor sich her trug, voll von Essenzen, Pulvern und Elixiren, sah man, daß es ein herumreisender Wunderarzt war. Beyde wurden sogleich erkannt und mit lautem Beyfallszuruf umringt. Anselmo begann jetzt seine Arcana anzupreisen und auszurufen.

„Alle herbey! hub er an, kauft, kauft! Rennt und lauft, Jung und Alt, warm und kalt, Alle herbey! hilft alles einerley. — Hieher, meine schönen Damen, haben's Vertrauen, die Welt liegt einmal ins Teufels Klauen. — Schauens, hier ist parfait amour, für den, der's braucht, 'ne gute Cur. — Das hier, das Pulver, das rothe, ist gut für Alles, nach neu'ster Mode, wem's nicht hilft, den schlägt's zu Tode. — Horchen's, jetzt kommt das Beste, ging gar stark

ab, hab' nur noch Reste, 's ist ein Recept aus der geistigen Kuch', für junge Leut', die woll' schreib' ein Buch. Nimm große Worte und wenig Sachen, laß alles fein im Dunkelen sich machen. Nimm auch viel Sehnen, und banges Tönen, und Abendthau und Mondscheinsscenen. Laß Winde liebeln, die Well'n sich küssen, und Frühlingslaub sich freundlich grüßen, die Sternlein neigen sich und fall'n zu Füßen. Vor allem müßt Ihr mit Knospen und Blüthen die ganze Welt gar weidlich ermüden. Eins noch, laßt jedermann recht elend seyn, so geh'n sie bald in Himmel ein. — — Nun kommt das Letzt', damit ist's gut, dann zieht den Seckel und werft in Hut. — Kauft, Ihr Herren, kauft! mit Gunst, ich geb' es wohlfeil, 's ist die Kunst, wie man in Spanien thut lieben, alles in Bildern und Reimen mühsam beschrieben, 's kommt von einem ganz neuen Dichter, drum nehmt vorlieb und schneid't keine Gesichter."

Anselmo war klug genug, sich zeitig mit seinem Kram zurückzuziehen, und kam in ehr-

licher Pantalons=Tracht wieder herein. Der Schalk vermißte bald Thalheim und Julien, und durchspähte von der Terrasse den mondhellen Garten, ob er die Lustwandelnden etwa erblicken könnte. Umsonst warf er sein scharfes Auge hin und her, der Wechsel von Licht und Schatten machte alle Gegenstände ungewiß und zweydeutig. Er stieg nun selbst herab und ein Geflüster aus einer nahen Laube wurde sein Wegweiser. Behutsam wand er sich durch das Gesträuch ganz nahe hinzu, noch konnte er aber nichts sehen, und unglücklicher Weise war er eben zu einer langen Pause gekommen. Um sich zu überzeugen, stieg er an dem Geländer der Laube einige Sprossen hinauf, machte sich zwischen den Zweigen eine kleine Oeffnung, und in dieser unbequemen, schwebenden Stellung erblickte er endlich was er suchte. Julie saß mit gesenktem Kopf abwärts von Thalheim, der unruhig hin und her rückte, und das Uebermaaß seiner Empfindung weder zu tragen noch mitzutheilen vermochte. Er blickte mit zärtlicher Sehnsucht nach der vermeinten Wilhelmine hin.

„Sie wollen mich nicht hören, nicht sehen, sagte Thalheim mit leiser, zu ihr geneigter Stimme, ich habe meine Freundin verloren, noch ehe ich sie mir erworben. Warum entfernen Sie sich jetzt von mir, jetzt, da Zutrauen und freundlicher Beystand mir so nöthig sind? Woher diese Kälte, dieß hartnäckige Schweigen? Und noch diesen Morgen" — „Diesen Morgen?" wiederholte Julie lispelnd, mit verstellter Stimme. — „Verzeihen Sie, die sonderbare Lage, in der ich bin, zwingt mich — ja, ich habe Sie beleidigt, ich habe Ihre Güte, Ihre Nachsicht mißbraucht! Ich muß Ihnen wankelmüthig, flatterhaft, ungetreu erscheinen, und was habe ich Ihnen noch zu gestehen! — Wollen Sie mich anhören?" — Julie richtete den Kopf etwas empor und gab ihm ein Zeichen ihrer Aufmerksamkeit. —

Thalheim fuhr fort: „Ich liebte Julien Jahre lang mit unverbrüchlicher Treue, ich liebte sie schon als Kind, als Knabe, sie war meine erste, meine einzige Neigung, ja, ich kann sagen, ich lebte nur durch sie, nur in Beziehung

auf sie.“ — Die falsche Wilhelmine hätte sich hier durch ihren lebhaften Antheil verrathen, wenn Thalheim mit seinen Erinnerungen nicht zu beschäftigt gewesen wäre. — „Seltsames Unglück! rief er aus, mußte ich auf ein Herz treffen, das nicht zu rühren war! Durch diese lange Zeit hindurch erinnere ich mich keiner ruhigen, glücklichen Stunde, nur Hoffnungen erhielten mich aufrecht, die immer getäuscht wurden. Mir ist es nicht gegeben, an meiner eignen Liebe mich zu begnügen, und so verzehrte ich mich in einsamen Verlangen nach einem Glück, das ich nicht einmal kannte.“ —

Julie seufzte, Anselmo bückte sich etwas tief, um sie besser beobachten zu können, und die Sprosse unter ihm seufzte auch und brach zum Unglück. Anselmo raffte sich beschämt wieder auf, aber unser liebendes Paar hatte mehr Furcht als Neugierde, und eilte mit schnellen Schritten dem Tanzsaal zu.

Der Doctor schlug einen kleinen Umweg ein, und da er sich dem Hause wieder näherte,

sah er auf dem Schloßplatz einen Wagen mit einem stattlichen Gefolge halten. Eine Dame stieg am Arm eines Stallmeisters heraus, hastig sprang er hinzu, und von ihrem Anblick wie geblendet, führte er sie zum erstenmal stumm in den weit geöffneten Saal hinein. Der Stallmeister, ein ansehnlicher Mann, folgte seiner Gebieterin als begleitender Cavalier nach.

Bey ihrem Eintritt hörte man von allen Seiten das leise Murmeln der Bewunderung, das mehr bedeutet als der lauteste Beyfall. Selbst Anselmo trat von ihrer Seite zurück, um sie bequemer betrachten zu können. Nach einer leisen Frage an ihren Führer ging die schöne Unbekannte voller Anmuth auf die Frau vom Hause zu, und bat sie um Gastfreyheit. Indem trat ein junger Mann herein, der durch Miene und Gestalt alle Augen auf sich zog. Sein äußerst leichtes, gefälliges Benehmen machte das Fremde und Auffallende an ihm bald verschwinden. Er trug eine Art von Uniform, etwa wie ein Krieger in Friedens-

zeiten, doch schien sie nur für ihn gemacht zu seyn und war frey von allen Dienstzeichen. Es war seltsam, wie fast alle Anwesende in den beyden schönen Fremden eine Aehnlichkeit bemerken wollten. Einige behaupteten keck, sie müßten Geschwister oder doch aus Einer Familie seyn, und doch schienen sie einander nicht zu kennen, und sich nicht sehr zu gefallen. So mißlich auch alle Vergleichungen sind, so ward doch von Vielen darüber gestritten, wer von beyden schöner sey. Die Männer entschieden für den Mann und die Damen schwiegen dazu. Seine Schönheit sah man, die ihrige wurde mehr gefühlt. Bey ihm war eine ruhige Kraft über seine ganze Gestalt verbreitet und dieß gab ihm etwas Undurchdringliches, ein freudiges Gefühl seiner selbst, das oft wie Selbstgefälligkeit aussah. Die Schönheit der Unbekannten wirkte ganz anders. Altomar versicherte mit einem Schwur, er würde es gar nicht gewahr werden, wenn ihr Gesicht häßlich wäre, so zauberisch reitzend sey das Spiel der leichten Glieder und so entzückend einschmeichelnd der Ausdruck ihres Wesens. Aber welche fieberhafte Bewegung entstand in

Manfredo, da er Aurorafarbene Handschuhe an ihr erblickte, die sie erst später anlegte. Der Geist der Liebe fuhr plötzlich in ihn, sie war es, die er finden sollte, die er ewig anzubeten bestimmt war. Mit dieser neuen Empfindung kam auch ein Strom von Beredtsamkeit über ihn, der Allen, die ihn kannten, ungewohnt war.

Altomar'n hingegen machten eben diese Handschuhe stutzig. Sein verworrenes und herumtreibendes Leben hatte ihn bey Zeiten mißtrauisch gemacht. Er ahndete auch hier irgendwo einen Zusammenhang und eine geheime Schlinge; daher getrauete er sich weder dem Zauber zu nahe zu kommen, noch konnte er umhin so vielen Reitzen zu huldigen. Ungewiß, ob für ihn mehr zu fürchten als zu hoffen sey, zog er sich bald mit gleichgültiger Miene zurück, bald belauerte er jeden ihrer Tritte und Blicke mit der Eifersucht eines Verliebten.

Ottilie und Gustavson bemerkten das fremde Paar nur mit Wohlgefallen ohne eine andere

Regung. Beyde waren gleich untadelich und hatten sich zu vortheilhaft kennen gelernt, um durch eine so flüchtige Erscheinung von einander abgezogen werden zu können.

Thalheims Unruhe und leidenschaftliche Stimmung stieg immer, er brannte vor Ungeduld, zu einer Erklärung, zu einer endlichen Entscheidung seines Schicksals zu kommen, und doch fühlte er sich zurück gehalten und seltsam beklommen. Julie wünschte eben so sehr, die ihr so fremde Rolle zu endigen, sie fühlte seit kurzem einen neuen Beweggrund dazu, den sie sich selbst noch nicht eingestehen wollte. Unter diesen Umständen konnte kein Dritter ihr Interesse fesseln, ohnehin war Julie von Natur gegen jeden schönen Mann eiskalt.

Während des Tanzes hatten die beyden Verehrer der schönen Camilla, so nannte sich die Unbekannte, einige Versuche gemacht, eine interessantere Unterredung mit ihr anzuknüpfen. Anselmo wußte sie aber so geschickt zu vereiteln und den Einen durch den Andern in Zaum zu

halten, daß es bey einigen galanten Wendungen Altomar's und bey emphatischen Ausrufungen von Seiten Manfredo's sein Bewenden haben mußte.

Es war schon Mitternacht, als der Saal leer ward, und Alles was nicht zum Hause gehörte, sich fortbegab. Die Musik verstummte, die Kerzen waren heruntergebrannt, nur die neuen Freunde hatten sich noch viel zu sagen, und auch die alten wollten sich nicht trennen. Daher war der Vorschlag der Frau vom Hause, noch bey einander zu bleiben, sehr willkommen. Es wurde schnell ein Caminfeuer angezündet, und man lagerte sich rings um die freundliche Flamme auf weichen Polstern. In der Mitte saßen Camilla und Dame Bianki, zu beyden Seiten und beynahe zu ihren Füßen lagen Manfredo und Altomar. Dann kamen Julie und Thalheim, beyde, wie es schien, in dem besten Vernehmen, denn sie hatten kurz vorher einen günstigen Augenblick sich zu verständigen gefunden. Zunächst ihnen saß zwischen Ottilien und Wilhelminen der Unbekannte, den man

wegen eines Ordenskreuzes, das er trug, den Ritter nannte. Die Uebrigen waren bunt durch einander und schlossen vollends den Kreiß.

Nach den ersten Ausbrüchen der Freude über ein so trauliches Beysammenseyn nahm Camilla das Wort: Wir sind, versetzte sie, jeder angenehmen Gesellschaft, in die wir eintreten, schuldig, daß wir so bald als möglich sie mit uns bekannt machen. Das Incognito soll wie ein Mantel vor der Thüre abgelegt werden. Meine Schuld wird aber noch dringender, da ich gestehen muß, daß die sämmtlichen Bewohner und Gäste dieses Hauses keineswegs mir fremd sind. —

Ja, fuhr sie fort, wundern Sie sich nur, man giebt den Weibern ohnehin etwas Hexerey schuld. Erklären Sie es sich, wie Sie wollen, aber ich war mehr als einmal unter ihnen, hier, in diesem Saal; ungesehn und ungeladen habe ich das Fest der Liebe begehen helfen. Ich bin gekommen für diesen Frevel zu büßen, sogar, wenn die Gesellschaft es fordert, durch eine frey=

müthige Erzählung von dem, was man sonst gern für sich behält. Nur müßte ich dann bitten die schöne Reihe von Liebesbekenntnissen fortzusetzen, die, ich weiß nicht wodurch, unterbrochen worden ist.

Anselmo führte einige lächerliche Gründe an, warum niemand mehr dazu Lust habe. Man könne es nicht Allen recht machen, auch laufe zu viel Willkühr mitunter. Der Eine stelle sich nur als Büste dar, ein Anderer gar nur im Profil, das Colorit fiel auch bald zu kalt, bald zu warm aus. Ueberhaupt sey die Liebe wohl noch zu regellos, und es fehle an einem angenommenen soliden Maaßstabe zur Beurtheilung wirklicher Verdienste darin.

Sie haben Recht, sagte Camilla, es ist sonderbar, daß man sich zu verstehen glaubt, wenn von Liebe gesprochen wird, da jeder doch so verschieden darüber fühlt. — Für Manche, versetzte der Ritter, ist sie ein Giftbaum, unter dem sie berauscht einschlafen, Andere tragen sie nur als ein stilles Frühlingsblümchen am Busen.

O! fiel

O! fiel Anselmo ein, Heil ihr, so lange sie noch als Blüthe betrachtet wird, aber Viele mögen sie nur als reife Frucht recht schnell genießen.

Madame Bianki behauptete, es würde in der Liebe Alles vermittelt und nüancirt, so daß sie in demselben Herzen immer anders sey. Dagegen trat Thalheim mit bescheidner Sicherheit und Manfredo phantastisch eifrig auf. Beyde meinten, es gäbe eigentlich nur Eine Liebe, und was man auch sonst so hieße, wären nur Vexir- und Zerrbilder, mit einer falschen Aehnlichkeit, etwa wie die Affen sich zu den Menschen verhalten. Besonders breitete sich Manfredo darüber aus, daß sie eine seltne Gabe des Himmels sey, und nur zwischen zwey Seelen von gleichem Adel Statt finden könne. Wilhelmine, die Blonde, stimmte mit vieler Wärme dieser Meinung bey. Man liebe immer nur Einen, sagte sie, und blickte dabey nach dem Ritter hin, nur könne man sich vorher lange irren, ehe man den Rechten gefunden habe.

Ottilie und Gustavson wurden auch befragt, und antworteten nur sehr kurz. Ottiliens abgedrungene Erklärung war etwas metaphysisch. Die Liebe, versetzte sie erröthend, könne vielleicht nur rückwärts erkannt werden. Man wisse wohl, ob man jemand geliebt habe, aber niemand könne das von der Gegenwart sagen. Gustavson ließ sich von der scheinbaren Kälte dieser Liebesdefinition nicht irre machen, er lächelte nur ein wenig dazu, und setzte hinzu: er glaube auch, daß, die am meisten lieben könnten, am wenigsten von Liebe zu sprechen pflegten.

Altomar, der bisher stumm da gesessen, sollte jetzt als Kunstverständiger sein Gutachten ausstellen, und half sich durch einen Schwank aus der Verlegenheit. Die Liebe, sagte er, ist ein so gutes Ding, daß man gar nicht zu viel davon haben und darin thun kann. Ich erkenne und verehre sie, wie die alten Aegyptier die Gottheit, unter allen Gestalten und in allen Abdrücken. Beschreiben läßt sie sich freylich nicht, denn sie ist das

Zweydeutigste auf der Welt, besonders weil sie sich gar mannigfach verkleidet. Zuweilen sieht sie so gut und unschuldig aus, daß man sie für ihre ältere Schwester, die Freundschaft, halten möchte; untersucht man aber näher, so erkennen Sie sie an einem gewissen Lächeln und sonst an einem Familienzug von einem ihrer Stammväter. Dann finden Sie ein andermal eine leichtfertige, gauklerische Dirne, Sie weichen zurück, siehe, da steht sie auf einmal da mit der verklärten, wunderholden Miene, das Erbstück von der Mutter, und Sie vergessen darüber das frivole Aeußere.

Nun ist es an uns, sagte Camilla zu dem Ritter, noch einige Beyträge zu einer künftigen Philosophie der Liebe zu liefern. Der Ritter könnte viel Aufschlüsse geben, wenn er wollte, er hat eine seltsame Bizarrerie in der Liebe. — Was für eine? riefen die Damen einstimmig. — Er soll sie Ihnen selbst entdecken, versetzte Camilla, mir ist sie merkwürdig worden, weil sie die Ursache ist, warum wir beyde uns so häufig auf unsern Wegen

begegnen und auch hier zusammengetroffen sind. Meine eignen kleinen Bemerkungen will ich Ihnen nicht vorenthalten, nur weiß ich gerade nicht, ob sie unter sich selbst sehr einig sind, und noch weniger, wie lange sie bey mir selbst gelten werden. Aber leider sind sie so verwebt mit meiner Geschichte, und diese ist so verwickelt und weitläufig, daß ich Sie um Frist bis morgen ersuchen muß.

Diesen Aufschub wollte niemand gelten lassen, und da auch die Frau vom Hause in sie drang, so ließ sich Camilla nicht lange bitten und fing ihre Erzählung also an:

Ich war sechzehn Jahre alt, als ich zuerst in die große Welt trat. Vor dieser Zeit war ich nach Landessitte in meines Vaters Hause in klösterlicher Abgezogenheit auferzogen worden. Meine Mutter starb, da ich noch Kind war, und ich erinnere mich nur noch dunkel, daß sie eine große schöne Frau war, und mich selten auf den Arm nahm, weil ich ihr die Spitzen verdrückte. Mein Vater lebte theils aus Neigung,

theils seines Ranges wegen auf einem großen Fuß. Mit dem Tode meiner Mutter verschwanden die Lustbarkeiten und Feste, die sonst immer bey uns gewechselt hatten, und der Sammelplatz der Freude und Zerstreuung wurde zu einem Trauerhaus. Doch hörte die Pracht, an die mein Vater sich gewöhnt hatte, darum nicht auf. Die weiten Säle, die hohen Zimmer, wurden noch immer wie sonst ausgeschmückt, aber von keinem Fuß mehr betreten. Die sämmtliche zahlreiche Dienerschaft blieb zwar im Sold, doch durften nur wenige Lieblinge sich meinem Vater nahen, die Uebrigen trieben ihr Wesen für sich und schlichen wie Gespenster im Schloß umher, denn jedes Geräusch war streng untersagt. Ein besonderer Flügel, der nach dem Garten führte, war mir und einer Gouvernante, die schon meine Mutter erzogen hatte, eingeräumt worden. Hier wuchs ich kindisch froh unter Wohlgerüchen, Blüthen und angenehmen Tönen auf. Mein Vater verschwendete seine ganze in sich zurückgedrängte Zärtlichkeit an mir, und die Erinnerung an seine angebetete, aber für Liebe

wenig empfängliche Gattin gab seinen Empfindungen für mich etwas Abgöttisches. Sorgsam erforschte er meine Neigungen, ja er ehrte sogar die kleinen Unarten, in denen man sich selbst nachzusehen und zu gefallen pflegt. War es Güte oder Grundsatz, er ließ nicht zu, daß mir bey meinem Unterricht der geringste Zwang angethan wurde. Ich hatte eine Menge der geschicktesten Lehrmeister, aber allen war eingeschärft mich mehr mit ihrer Kunst zu vergnügen, als durch Anstrengung mich zu ähnlicher Kunstfertigkeit hinzuleiten. Bey so vielen Anregungen, da das Beste und Schönste sich freywillig mir darbot, wurde ein mannigfaltiger Sinn frühzeitig in mir erregt und geschärft. Alles sprach mich an, und für alles hatte ich in derselben Sprache eine Antwort. Die reichen Kunstschätze, die mein Vater auf seinen Reisen gesammelt und zierlich geordnet aufgestellt hatte, waren nicht eine Geistesbeschäftigung für mich, nein, sie gaben mir bloß Stoff zu phantastischen Bildern, und wo etwas von seltner Schönheit oder sonderbarem Ausdruck war, so nahm ich

es mit einer Art von Liebe in mich auf, ich begrüßte es, wann ich es sah, und sagte ihm zum Abschied Lebewohl. So belebte ich auch die Natur, meine Lieblingsblumen schienen mir mich freundlich anzublicken, die Bäume umschlossen mich mit ihrem Schatten, und der Westwind liebkoßte meine Wangen mit seiner Kühlung. Dieß Einverständniß mit Allem um mich her wurde durch nichts unterbrochen, kein Bedürfniß nahte sich mir, kein Wunsch, kein Sehnen wachte in mir auf, mein damaliges Leben war der angenehmste Traum der Jugend. Sie sehen, was für ein selbstsüchtiges Geschöpf ich auf diesem Wege werden mußte; zum Glück stellte ich nur wenig Betrachtungen über mich an, und in meiner Seele war keine Spur von Haß. Von der eigentlichen Liebe hatte ich lange Zeit gar seltsame Vorstellungen, ich kannte sie nur aus der Clelia und andern erbaulichen Französischen Romanen, und aus weitläufigen Erzählungen meiner Gouvernante von dem langen Brautstande meiner Mutter. Dazu kam noch, daß ich keinen andern Mann gesehen hatte, als

meine alten und gebrechlichen Lehrmeister und einige bejahrte Hagestolze aus der Familie, die mir auf eine beschwerliche Art bisweilen die Hand küßten. Die Liebhaber, die ich mir nun so dachte, waren alle nach diesen lieblichen Originalen gebildet, und ich entsetzte mich oft in Gedanken vor den lebenslänglichen Kratzfüßen und Handküssen eines solchen zärtlichen Schäfers. Die Abneigung, die daraus entstand, verlor sich bald durch andere Lectüre und durch eine kleine Begebenheit, die mich zwar damals wenig interessirte, aber meiner Phantasie doch ein angenehmeres Bild unterschob. Mein Vater hatte einen Neffen, für dessen Erziehung er selbst in der Ferne Sorge getragen, und ihn dann für eine kurze Zeit der Königin zum Leibpagen gegeben hatte. Er pflegte mit versteckter Freude von seiner Kühnheit und seinen tollen Streichen zu sprechen, denn er hatte ihn zur Ausführung gewisser Plane bestimmt, deren er sehr oft, aber immer nur dunkel gegen mich erwähnte. Ich war im funfzehnten Jahre, als mein Vater mir eines Tages beyläufig ankündete, der Page,

so pflegte er ihn zu nennen, sey da und werde in einigen Wochen zu seinem Regiment abgehen. Wenn Du ihn sehen willst, sagte er beym Weggehen, so bringe ich ihn zu Dir. Ich erwiederte nichts darauf, dasselbe Anerbieten wurde jeden Tag wiederholt, der Page erschien aber nicht. Ich kann nicht läugnen, daß ich dadurch wirklich neugierig gemacht wurde, ja, ich ward übellaunig und ungeduldig, und kam aus dem Zustand der Erwartung gar nicht heraus. Ich weiß nicht, ob diese Ungeduld noch lange gedauert oder zugenommen haben würde, zum Glück machte ein Papagey, den ich zum Geschenk erhielt, ihr ein plötzliches Ende. Das schmeichelhafte, geschwätzige Papchen verdrängte alles Andere, und ich bemühte mich mit großem Eifer ihm gleich meinen Nahmen zu lehren. Nach einigen Tagen großer Anstrengung gelang es mir, spät des Abends den Nahmen Camilla aus ihm herauszulocken. Am andern Morgen eile ich sogleich wieder zu ihm, um seinen Gruß und Spruch zu vernehmen, aber statt Camilla, ruft er mir laut und durchdringend Victor!

entgegen, und hört gar nicht mehr auf Victor! Victor! zu rufen. Mein Vater kommt dazu und sagt ganz trocken, so heißt ja der Page! — Der Page? — Ich hatte ihn über dem Papchen völlig vergessen, und nun mußte mich eben dieser seltsam an ihn erinnern. Wie dieß zusammenhange, beschäftigte mich sehr, und wer konnte es mir erklären als der Page selbst, denn mein Vater, an den ich einige Fragen deßhalb that, brach kurz davon ab. Ich wandte mich nun an meine Gouvernante, die schüttelte aber den Kopf, that geheimnißvoll, und machte sich immer in meiner Nähe etwas zu schaffen, so daß ich selbst im Garten nie mehr allein seyn konnte. Ich setzte mir daraus bald zusammen, daß ich den Pagen nicht sehen sollte, und daraus entstand natürlich der zweyte Gedanke, daß der Page mich sehen wollte. Ich wurde nun schlau, und suchte meiner Hüterin zu entkommen. Besonders sehnte ich mich im Garten ungehindert herumzuschweifen, und wenn es mir gelingen könnte, durch die Gartenthüre auf das Feld zu kommen, so schien mir die ganze

Welt offen da zu liegen. Meine Aufseherin liebte sehr die Unterhaltung mit geistigen Getränken. Schon zwey Tage hatte sie ihrer Neigung herzhaft widerstanden, um ihr Amt desto munterer zu versehen, am dritten Abend war die Versuchung zu groß; halb aus Mitleid stellte ich mich müde und schläfrig, und legte mich auf ein Ruhebett. Dieß wirkte, die gute Alte verlor jeden Zweifel, ihr Gesicht drückte einen Vorschmack von Genuß aus; ängstlich besorgt wünschte sie mir wohl zu ruhen, und schlich auf ihr Kämmerlein. Rasch sprang ich wieder auf und eilte durch eine Hintertreppe in den Garten. Dießmal suchte ich, als müßte ich schlechterdings finden. Meine Zeit war kurz, desto größer meine Ungeduld. Schon hatte ich die entlegensten Gänge durchirrt, und auch nicht die leiseste Spur ließ sich noch blicken. Am Ende des Gartens lag ein Thurm, der mit zur Mauer diente, rings um ihn her war ein tiefer See. Dahin ging ich, blieb vor dem See stehen, und sah nach dem Thurm hinauf. — Victor! rief ich unwillkührlich aus, Victor! — Ich komme! höre

ich eine Stimme rufen, und in dem Augenblick sehe ich eine Gestalt vom Thurm herab in den See springen. Ich stoße ein ängstliches Geschrey aus, aber blitzschnell schwamm er hindurch und erstieg das Ufer. Er betrachtete mich lange mit großen Augen, und das erste, was er sagte, war: Ich habe mein Wort gelößt, ich habe Sie gesehen! Ein Geräusch vom Hause her, das immer näher kam, unterbrach jede Erklärung. Ich bin entdeckt! rief er aus, ich sehe Ihren Vater kommen. Ehe ich Sie verlasse, legen Sie die Hand auf mich, es soll mein Ritterschlag seyn. Er knieete vor mir nieder, ich that was er verlangte, und einen Augenblick darauf war er in der See verschwunden. Einige Tage nachher führte ihn mein Vater selbst zu mir. Der Ritter will sich bey Dir beurlauben, sagte er ganz trocken, er geht zur Armee. Ein ganz fremdes Gespräch wurde nun angeknüpft, und eben so bald wieder abgebrochen. Mein Vater stand zuerst auf. Wir haben Eile, sagte er zum Ritter, mechanisch nahmen wir Abschied, schon war Victor an der Thüre, da wandte

er sich plötzlich um und stürzte auf mich zu: Ich reise, sagte er mit gewaltsam unterdrückter Stimme, wo das Treffen am blutigsten ist, da wird mein Stand seyn, aber in drey Jahren, lebend oder todt, sehen Sie mich wieder. Ob er Wort gehalten hat, das werden Sie zu seiner Zeit hören.

Camilla hielt hier inne, das Auge vor sich hin geheftet, ihre Wangen mit einer tiefen Röthe überzogen. Dann fuhr sie lebhafter fort: Hier ist ein Abschnitt in meiner Jugendgeschichte, wenigstens behandelte mein Vater mich nach dieser Zeit ganz anders. Noch ein Jahr brachte ich in der Einsamkeit zu, und zwar in einem unaufhörlichen Taumel von Entzücken. Bisher hatte man mir nur S a c h e n gezeigt, der M e n s c h, ich selbst, war mir unbekannt geblieben. Die Gefühle, die Natur und Musik frühzeitig in mir erregten, waren wie Kinder, die sich noch nicht verständlich machen können. Mein Vater führte mich jetzt in die erdichtete Welt ein, hier fand ich Worte für das, was so warm in mir war, ich fühlte mich zu Hause, und lebte nun

mit diesen phantastischen Wesen. Absichtlich spielte man mir Dichtungen aller Nationen in die Hände. Tasso's und Ariosts Zaubergestalten umgaukelten mich verführerisch, konnten mich aber nicht lange fesseln; die Französischen Charakter und Intriguen interessirten mich lebhaft eine Zeit lang, doch hielt es höchstens bis zur Entwicklung aus, alles, fühlte ich, lag nur in den Verhältnissen, in der mannigfachen Stellung, kurz, in dem Wie, die Menschen waren nur Maschinen, aus denen die Umstände erst etwas machen mußten. Am tiefsten ergriff mich die Wirklichkeit und Innigkeit der Englischen Dichter. Shakespeare's Männer und Weiber konnte ich weniger begreifen, weit näher lag mir Richardson. In die Klarissa wurde ich ganz hineingezogen, ach! ich konnte mich nicht enthalten, Lovelace zu lieben, und ich weinte oft bitterlich über diese Liebe. Die Deutschen las ich am spätsten, und daher kam es vielleicht, daß sie mich an alles erinnerten, und ich das Trefflichste der Ausländer einzeln bey ihnen wieder zu finden glaubte. Auch bey dieser Lectüre blieb ich meinem eignen Gefühl überlassen. Mein

Vater hütete sich durch sogenannte Kunsturtheile mir vorzugreifen, oder durch Regeln einen Zwang anthun zu wollen, und er verstand mich sehr gut, wenn ich mit großem Eifer mich über den Helden oder die Heldin eines Romans ausließ, und das Werk selbst darüber ganz vergaß. Jetzt kam die Zeit heran, wo ich meinen Garten, den einsamen See, den ich täglich besuchte — Ohne Zweifel, meine Freunde, erklären Sie sich diese Besuche ganz natürlich, indeß müssen Sie doch nicht mehr hineinlegen, als damals darin liegen konnte. Victor hatte für mich ein bestimmtes Interesse, aber ich dachte mir ihn immer nur unter Einem Bild, in Einer Lage, und die mannigfaltigen Verhältnisse, die ich nun hatte kennen lernen, ließen sich nicht auf ihn beziehen. — Es ist eine schwerere Kunst als man glaubt, sich nur mit Einem zu beschäftigen, unsere tugendhaften Romanenschreiber wollen aber davon nichts wissen. — Verzeihen Sie mir diese kleine Erläuterung, ich verspreche Ihnen, den Lauf der Geschichte von nun an nicht mehr zu unterbrechen. Bey all der Süßigkeit jugendlicher Schwärmerey, der ich mich so

lange überlassen hatte, sah ich dem glänzenden Schauspiel der großen Welt mit Erwartung entgegen. Dort dachte ich die Originale der kühnen, ausgezeichneten Charakter, die mir als Dichtung so viel Theilnahme abgelockt, anzutreffen. Wir kamen in der Hauptstadt an, und wie fühlte ich mich getäuscht, betrogen, da die ersten Monate bloß mit steifem Ceremoniell, mit leerer Höflichkeit und kalten Ehrfurchtsbezeugungen ausgefüllt wären! Jedem hübschen Mädchen eilte ich mit offnen Armen entgegen, ich hoffte in ihr die längst gewünschte Freundin, die Vertraute zu finden; sogar gegen die Männer war ich freundlich, und lauschte begierig, endlich ein bedeutendes Wort von einem unter ihnen zu vernehmen; aber bald, zu bald, entsagte ich diesen Erwartungen als Hirngespinsten, und es überfiel mich auf einmal eine heiße Sehnsucht nach meiner alten Einsamkeit. Mein Vater widersetzte sich schlechterdings diesem Wunsch, erlaubte mir aber, so weit es schicklich war, mich aus dem Getümmel zurückzuziehen. Nun wollte ich mein bisheriges Leben fortsetzen, aber ich fand, daß meine Lieblingsbücher mich nicht

mehr reitzten und das Neue mich anekelte. Ich fing nun an ganze Stunden lang seltsame Blumen und Stillleben zu mahlen, und phantasirte bis in die Nacht auf der Guitarre. Aus dieser Stimmung konnte keine Lustbarkeit, auch nicht die geschmackvollste Hoffete, mich herausreißen, doch schloß ich mich von keiner Gesellschaft aus, nur war ich überall zerstreut und düster. Eines Morgens kam mein Vater früher als gewöhnlich mit der Bitte zu mir, ich möchte mich für ihn mahlen lassen. Einen Mahler, sagte er, hätte er auch schon ausfindig gemacht, nur sey es ein wunderlicher Mensch, denn er verlange zuvor mich zu sehen, ehe er sich darauf einlassen könne. Diese Bedingung verdroß mich, ich wollte mich nicht sehen lassen, und mein Vater mußte durch eine List den trotzigen Künstler gleichsam zufällig mit mir zusammenbringen. Er sah mich einigemal von fern scharf an, ohne sich näher in ein Gespräch einlassen zu wollen. Am folgenden Tag führte ihn aber mein Vater in mein Zimmer, und die erste Sitzung fing sogleich an. Sein Benehmen und die Haltung

seiner Figur verriethen Gewandtheit und Welt, und doch verstieß er jeden Augenblick gegen die eingeführten Regeln des guten Tons. Während er den Umriß entwarf, sprach er ununterbrochen mit meinem Vater über einzelne Kunstwerke, und zwar beschrieb und lobte er nur solche, die wenig oder keinen Nahmen hatten. Einige schilderte er mit dem größten Feuer, und ging bis in den kleinsten Detail, wobey er aufsprang, und die Figuren und Geberden mimisch darstellte. Auf einige Einwendungen, die ihm gemacht wurden, antwortete er nur obenhin und ohne viel Rücksicht darauf zu nehmen. Sobald seine Skizze fertig war, empfahl er sich sogleich. Ich fand dieß Betragen sehr unartig, und fühlte mich dadurch beleidigt, aber Blumen mahlen konnte ich doch an diesem Tage nicht, und meine Gedanken kamen immer auf den seltsamen Menschen zurück. Mit dem festen Vorsatz, mich nicht von ihm mahlen zu lassen, erschien die zweyte Sitzungsstunde und mit ihr der Mahler. Mein Vater war anfangs zugegen, wurde aber abgerufen und kam nicht wieder.

Antonio setzte sich mir gegenüber, und setzte seine Arbeit mit großer Emsigkeit fort. Er sagte kein Wort, seine Blicke waren unruhig, er stand auf und ging hastig im Zimmer auf und ab. Plötzlich stand er vor mir still: Ich kann' Sie nicht mahlen, sagte er, es ist mir nicht gegeben, auf dem Punct verläßt mich meine Kunst; und so zerriß er seine Zeichnung. Ich sah ihn darauf drey Tage nicht, dann kam er wieder zu uns, und brachte eine Handzeichnung mit, die er indeß verfertigt hatte. Es war ein Amor ohne Pfeile und Bogen, in einer gesenkten, in sich gekehrten Stellung, den Blick voll von verschloßner Zärtlichkeit und Sehnsucht. Von dieser Zeit hatte er freyen Zutritt in unser Haus und zu mir, und mein Vater begünstigte ihn auffallend. Was damals in mir vorging, kann ich nicht deutlich beschreiben. Ich behielt lange Zeit eine gewisse Scheue für sein unstätes, wildes Wesen, doch interessirte er mich lebhaft, und zuweilen rührte er mich beynahe. Er konnte Stunden lang ganz still zu meinen Füßen sitzen, und ruhig, mit großer Heiterkeit unverwandt mich anblik-

ken. Er sprach sehr viel über die Kunst, und noch mehr von sich; vom ersteren verstand ich wenig, und auch fühlen konnte ich nicht mit ihm, sondern nur über ihn. Oft, wenn er bey mir saß, ergriff es ihn wie ein Sturm, er konnte nicht bleiben und rannte hinaus ins Weite. Nach und nach gewöhnte ich mich an seine Eigenheit, und ertrug vieles von ihm, ich gab ihm gern die Hand, ja, ich umarmte ihn einmal in einer Anwandlung von innigem Mitleid, um ihn zu besänftigen. Antonio war keiner von denen, die künstlich immer weiter um sich greifen, aber seine Art zu seyn war ein beständiger Eingriff in die der Andern. Es ärgerte ihn, wenn ich Vergnügen an etwas fand, woran er nicht Theil nehmen konnte, die Gegenwart eines Dritten war ihm lästig, ja unerträglich, wenn er glaubte, dieser Dritte wäre mir angenehm. So suchte er auch meine Beschäftigungen und Liebhabereyen mir zu erleiden, und mich in die seinigen hineinzuziehen. Dieß erstreckte sich bis auf meine Spaziergänge, denn als ein Freund der Nacht nöthigte er mich oft noch spät des Abends

mit ihm in den Garten zu gehen. Dieß alles erduldete ich, als müßte es so seyn, und mein Vater, sonst sehr streng gegen Andere, gab mir durch seine Nachsicht und Gefälligkeit das Beyspiel dazu. Unser seltsames Verhältniß erhielt sich durch meine Langmuth geraume Zeit, aber endlich mußte es brechen. Schon mehrere Tage vor der Catastrophe bemerkte ich, daß sein Zustand unruhiger und gewaltsamer als gewöhnlich war. Seine Blicke waren schärfer und beobachtend, sein Wesen hatte etwas Feyerliches, er schien etwas auf dem Herzen zu haben, dem er Luft machen wollte, aber mit sich selbst noch im Streit, verfiel er plötzlich in ein düsteres Schweigen, oder entfernte sich eilig. Nachdem er einmal einen ganzen Tag ausgeblieben, kam er des Abends, und ich erschrak über sein bleiches, entstelltes Aussehen. Er zwang sich still und ruhig zu scheinen, aber seine Augen hatten etwas Furchtbares, das mir Angst einjagte. Nach einer kurzen Einleitung bat er mich mit großer Hitze, einen Gang in den Garten mit ihm zu machen. Ich verweigerte es, er ließ nicht ab in mich zu dringen, und da ich dießmal keinen

Grund es abzuschlagen hatte, so gab ich endlich nach, und halb gezwungen ließ ich mich von ihm hinabführen. Es war zu Anfang des Herbstes, und schon etwas mehr als dämmerig, aber noch nicht Nacht. In der dunkeln Allee, in die er einlenkte, schauerte mich, ich war nur leicht bekleidet, und die Luft durchwehte mich kalt. Ich bat ihn wieder umzukehren; Nein, rief er ungeduldig, jetzt, jetzt oder nie! Er zog mich weiter bis an das Ende der Allee, es war eine Todtenstille, nur der Wind gab bisweilen einen seltsamen Ton von sich, zitternd drückte ich mich enger an meinen Führer an. Jetzt kamen wir durch Irrgänge in ein Gebüsch, und endlich erreichten wir eine Bank. Setzen wir uns, sagte Antonio, ich zauderte. Hören Sie mich ruhig an, rief er stärker, in dieser Stunde wird mein Schicksal entschieden! Er stand wieder auf und ging herum, dann setzte er sich zu meinen Füßen und faßte meine Hand. Mit erzwungner Kälte und halber Stimme hub er an: Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß ich Sie liebe, Sie haben es eher gewußt als ich. Da ich es bemerkte, so wollte ich Sie meiden, aber ich konnte

mir selbst nicht entfliehen. Ich habe gekämpft, wie noch Niemand, bis zur Ertödtung, umsonst! Ich habe keine bleibende Idee mehr, als Dich, Deine Schönheit! Mit einem Widerhaken gehe ich herum, unzugänglich für alles Andere. Was mir sonst theuer war, was meine Seele erfüllte, habe ich verloren, ich bin arm an Allem und nur reich an Sehnsucht. In Dir finde ich allen Glanz, alle Herrlichkeit, und ganz, ganz, mußt Du die meinige seyn, sonst gehe ich zu Grund. Ich vermogte keinen Laut hervorzubringen. — Ich will Sie nicht überraschen, fuhr er, indem er aufstand, fort, und noch weniger der Gelegenheit und den Schmeichelkünsten der Verführung etwas zu verdanken haben, Ihr Entschluß sey frey und überlegt, die Geschenke der Liebe müssen nicht entrissen, sondern freywillig gegeben und empfangen werden. Morgen in derselben Stunde erwarte ich hier Ihre Entscheidung. — Mein Stolz gab mir jetzt völlige Besinnung und die Sprache wieder. Die einzige Antwort, die Sie verdienen, sagte ich kalt, ist die, daß Sie mich zum letztenmal gesehen haben, leben Sie wohl. Ungehindert

ging ich an ihm vorbey, stumm und starr sah er mir nach. Wie ich herumbog, sah ich eine lange Gestalt, die dicht an der Bank im Schatten sich verborgen gehalten hatte, und sich schnell ins Dickicht zurückzog. Die Gestalt sah meinem Vater ähnlich, und der Gedanke seiner Nähe machte, daß ich den langen Weg furchtlos zurücklegte. Hiermit endigte sich meine erste, traurige Erfahrung. Antonio kam nicht mehr, und mein Vater that nicht, als wenn je so ein Mensch zu uns gekommen wäre. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen bekennen soll, daß mir mein gerechter Stolz manche bittere Thräne gekostet hat. Es lag nicht in meiner Natur, Liebe, von wem und von welcher Art sie auch sey, mit kaltem Blut und ohne Ueberwindung zurückzustoßen. —

Und was wurde denn aus Antonio? fragte Wilhelmine neugierig. —

Er heirathete bald darauf eine sehr beliebte Tänzerin, versetzte Camilla, und seitdem hat man nichts von ihm gehört.

Es erhob sich hier ein kleiner Wortwechsel unter den Damen über den wunderlichen Mahler, aber die Männer waren zu begierig, die weitern Schicksale der schönen Unbekannten zu vernehmen, und baten sie dringend, ihre Geschichte fortzusetzen.

Ich werde mich bemühen, sagte Camilla, mich künftig kürzer zu fassen. Die Folge dieses Abenteuers war, daß ich mich mehr als vorher in die Einsamkeit zurückzog, und die Gesellschaft der Männer floh. Mein Vater sah dieß ungern, uud zog mich an den Hof, in den engern Cirkel der Prinzessin ***, wo Geselligkeit mir zur Pflicht wurde, und die Freundschaft der Prinzessin sie mir erleichterte. Der Ton, der hier herrschte, war nicht bloß leicht und gefällig, er hatte auch durch den Aufenthalt von Fremden, die man da sehr begünstigte, eine gewisse Feinheit und Ausbildung erhalten. Unter denen, die sich auszeichneten, war der erst seit kurzer Zeit angekommene Marquis V**. Ob gleich nicht mehr jung, war er doch noch ein schöner Mann,

und was ihn noch mehr unterschied, er hatte nichts von dem frivolen Ton der Galanterie. Auf seinem Gesicht lag ein beständiger Ernst, etwas Festes und Strenges; in seiner Gestalt und seinem Wesen war eine gewisse Haltung, ja, sogar Spannung nicht zu verkennen, die er aber durch Gleichmuth zu mildern wußte. Er hatte einige Sonderbarkeiten an sich, die man ihm zu gut hielt, weil er eben aus England kam. So konnte er Kinder nicht um sich leiden, und hatte große Abneigung gegen alle Arten von Narren, wozu er auch launige Menschen und die witzigen Köpfe zählte. Niemand hatte ihn je lustig gesehen, nie war eine Aufwallung irgend einer Leidenschaft an ihm bemerkt worden, er schien am ganzen Hof der einzige Nüchterne und Weise zu seyn. Menschenkenntniß, wie er selbst sagte, war sein einziges Studium, und auch der Gegenstand seiner Gespräche. Durch seinen Scharfblick und die ruhige Kraft seines Geistes hatte er sich bey dem Fürsten einen entscheidenden Einfluß verschafft, und jedermann achtete oder fürchtete ihn. Seltsam war seine Antipathie

gegen eine junge Hofdame, das reitzendste Geschöpf in der Welt, um deren Gunst man sich um die Wette bewarb. Absichtlich vermied er sie, dagegen verrieth Antonie durch tausend Zeichen eine heimliche Neigung zu ihm. Als Ursache seiner Abneigung führte er einmal gegen mich an, es sey etwas Zügelloses, Unenthaltsames in ihrem ganzen Wesen, was nothwendig ihr selbst und Andern Unglück bringen müßte. — Nach dieser kleinen Skizze halten Sie vielleicht unsern Helden eben nicht für liebenswürdig, für uns schwache Wesen sind aber solche Männer am gefährlichsten. Gegen mich zeigte sich der Marquis zuvorkommend, er unterredete sich mit mir über ernste Gegenstände, suchte mich ungezwungen auf, und es schien ihm bey mir wohl zu werden. Bald lenkte er das Gespräch auf die damals sehr verwickelten Verhältnisse des Hofs, und ich bewunderte den feinen Blick, womit er das Ganze klar durchschaute, und selbst in die verstecktesten weiblichen Geheimnisse eingedrungen war. Nur wenn die Rede auf die Prinzessin kam, war er verschlossen, so offen er sonst gegen mich war, er lenkte ein und wurde sichtbar ver-

legen. Ich suchte nichts dahinter, aber doch fiel es mir auf. Mein Vater wußte um unser freundschaftliches Verständniß, äußerte jedoch nie ein Wort weder für noch wider den Marquis. Antonie wurde aufmerksam auf mich, und ich sah, wie sie mich bisweilen scharf beobachtete. Auf einmal näherte sie sich mir, bot mir ihre Freundschaft an, und besuchte mich mehreremal des Abends mit ängstlicher Heimlichkeit. Der Marquis warnte mich vor ihr als einem unbesonnenen, leidenschaftlichen Wesen, und da ihr Betragen nur zu gut zu dieser Schilderung paßte, so gelang es ihm, uns von einander zu entfernen. Die Prinzessin bezog jetzt ein nahe gelegenes Lustschloß, ihren gewöhnlichen Sommer-Aufenthalt, und der Marquis und ich waren beyde erwählt sie dahin zu begleiten. Antonie, die ihre Dame war, blieb in der Stadt zurück, es hieß, sie hätte ein ansteckendes Scharlachfieber, wovor die Prinzessin sich fürchtete. Das Landleben gab denen, die sich zu sehen wünschten, ungehinderte Freyheit. Am Ende des Parks war ein runder Platz mit einem Springbrunnen, wo Rehe und Hirsche zahm herumliefen. Dieß

war mein Lieblingsort, den ich täglich besuchte, und dahin pflegte auch der Marquis meistens zu derselben Zeit zu kommen. Unsere Unterredungen erhielten gleichsam durch das Freye, Heitere des Ortes etwas Offneres, Wohlwollendes, das an Vertraulichkeit grenzte. Dieser Morgen-Spaziergang wurde mir zum Bedürfniß, und der Gedanke an den Marquis war so natürlich damit verbunden, daß mir nie einfiel zu untersuchen, wie viel Antheil er daran haben möchte. Befremdend war es für mich, daß der Marquis in Gesellschaft und in Gegenwart der Prinzessin sich ganz anders gegen mich benahm. Auch nicht Ein freundliches Wort hatte er mir zu sagen, so günstig sich auch die Gelegenheit oft dazu darbot; nie gab er mir den Arm, und vermied sogar von meiner Spielparthie zu seyn. Die Erklärung dieses räthselhaften Betragens setzte mich nur in größeres Staunen. An einem Morgen, da seine Freundschaftsbetheuerungen eifriger und wärmer als gewöhnlich waren, entdeckte er mir nach einer kurzen Verwirrung, daß — daß er die Prinzessin liebe, und sich schmeichle, in ihrem Herzen einen Fürsprecher zu haben;

er bedürfe jetzt einer Freundin, auf deren Treue er sich ganz verlassen könne, diese müsse sich in das Vertrauen der Prinzessin einschleichen, und ihr ihr Geheimniß geschickt abzulocken oder zu entreißen suchen. Zu dieser Freundin habe er mich erwählt, und nun fiel er vor mir nieder, umfaßte meine Kniee, und flehete mit dem heftigsten Ausdruck von Leidenschaft, ich möchte Mitleid mit ihm haben, und mich ganz dem Interesse der Freundschaft weihen. Erstaunt, innerlich bewegt und überwältigt durch die Macht seiner Leidenschaft versprach, gelobte ich Alles, was er begehrte, aber noch nicht zufrieden damit, wollte er durch einen furchtbaren Schwur mich auf immer an sich binden. Eben das Gräßliche darin schreckte mich zurück, und er mußte sich mit der Wiederholung meines Versprechens begnügen. Das Erste, was er forderte, war, unsere Zusammenkünfte sollten künftig des Abends seyn, weil jeder Schein eines Einverständnisses jetzt noch vermieden werden müsse. Ich widersetzte mich hartnäckig diesem Vorschlag, aber er zwang mich durch die feinste Ueberredung endlich einzuwilligen. Ehe der Marquis

mich verließ, händigte er mir einen Schlüssel zur Gallerie ein, die dicht an mein Zimmer stieß, und auch am Tag nicht viel besucht ward. Wir kamen über ein unverdächtiges Signal überein, das er mir geben würde, wenn er mich ins Geheim zu sprechen verlange. Bald nach meiner Zurückkunft im Schloß, rief man mich zur Prinzessin, und es traf sich, daß sie lange vom Marquis und von seinen Sonderbarkeiten sprach, hinter denen etwas zum Grund liegen müsse. Ich hielt mich für verpflichtet, ihm gleich hier den ersten Freundschaftsdienst zu erweisen, und deutete auf eine geheime Liebe hin. Die Prinzessin versetzte darauf, sie hätte einen Verdacht, könne aber noch nicht ins Klare kommen, und brach dann schnell davon ab. Noch muß ich erinnern, daß die Prinzessin weder jung noch schön war, und allgemein im Ruf der Prüderie stand; demungeachtet glaubte ich fest an das Geständniß des Marquis, und jeder Zweifel wäre wenigstens nach dem Gespräch mit ihr selbst verschwunden. Am Nachmittag kam der Fürst mit einer zahlreichen Begleitung, und später, da es schon dunkel ward, erschien plötzlich zu jedermanns Verwunderung Antonie. Der erste, den sie auf ihrem Weg traf, war der Marquis, sie blieb stehen, er verbeugte sich kalt und wandte sich weg; sie faßte sich und ging

auf die Prinzessin zu, um ihre plötzliche Ankunft zu entschuldigen, doch mitten in ihrer Rede mußte sie sich anlehnen, entfärbte sich, und wäre ohne Hülfe einiger Damen umgesunken. Die Prinzessin schalt sie aus, daß sie sich zu früh heraus gewagt, und bat sie, sich sogleich zur Ruhe zu begeben. Die Scene machte wenig Aufsehen, da man die Ursache in einem Rest von Krankheit zu finden glaubte; auch blieb der Marquis ganz ruhig an einem Fenster stehen, und nahm keinen Theil daran. Kaum war Antonie fort, so näherte er sich mir und gab das verabredete Signal einer Zusammenkunft. Ich hatte keine Lust dazu, und gab ein Gegenzeichen, fand aber Mittel ihm zuzuflüstern, daß ich ihn jetzt gleich zu sprechen wünschte. Er that als verstünde er mich nicht, entfernte sich wieder, und setzte einen Augenblick darauf sich zum Spiel nieder. Ungeduldig ihn zu sprechen, und unschlüssig, was ich thun sollte, blieb ich noch eine Weile im Saal, und ging dann verdrüßlich auf mein Zimmer. Indem fiel mir Antonie ein, und ich wollte eben zu ihr, um zu sehen, wie sie sich befände, als ich ein Geräusch an der Thüre höre und Antonien selbst hereinschwanken sehe. Todtenblaß, halb entkleidet, Verwirrung und Angst in dem schönen Gesicht,

stürzt sie zu meinen Füßen, und windet sich krampfhaft um mich herum, ihre Brust hob sich gewaltsam, als wenn sie zerspringen wollte. Ich nahm sie in meine Arme, sie verbarg den Kopf in meinen Schooß, und ihr banges Aechzen lößte sich in einen Thränenstrom auf. Der Bösewicht! rief sie leise aus, der Bösewicht! Und ich wollte ihn nur noch einmal sehen! Ein lautes Schluchzen unterbrach ihre Stimme, es dauerte lange, bis ich sie besänftigen konnte. Endlich erzählte sie mir abgebrochen unter Seufzern und Erröthen, wie der Marquis sie verführt und von dieser Zeit an verlassen habe. Immer habe sie gehofft, ihn wieder zurückzubringen, wie ich aber an den Hof gekommen, und der Marquis mich ausgezeichnet, sey ihre Eifersucht erwacht, und dieß sey der Grund, warum er sie seitdem hasse. Mehreremal hätte sie sich mir vertrauen wollen, aber durch die schrecklichen Drohungen des Marquis, der ihre Absicht errathen, wäre sie immer zurückgeschreckt worden. Er habe sie auch gezwungen, eine Krankheit vorzugeben, um sie von der Prinzessin zu entfernen; die Trennung von ihm sey ihr aber unerträglich geworden, besonders, da sie durch Bestechung erfahren, daß er mich jeden Morgen im Park allein sehe. Die Arme war schon er=

schöpft angekommen, und die verächtliche Behandlung des Marquis habe ihr Herz so zerrissen, daß sie nicht mehr gewußt, wo sie sey und was sie thue. Sie gestand mir, daß sie ihn troß seiner Grausamkeit noch eben so liebe, und da ich ihr offenherzig erzählte, was zwischen uns bisher vorgefallen sey', verlangte sie heftig an meiner Stelle die Zusammenkunft in der Gallerie zu halten. Daß die vorgegebene Liebe zur Prinzessin nur eine Maske sey, hielt Antonie für entschieden, denn sie kannte seine Abneigung gegen die Prinzessin. Wir rathschlagten nun, was zu thun sey. Vor der Hand sollte Antonie die Nacht in meinem Zimmer zubringen, und ich wollte einen Versuch machen, ob ich den Marquis beschämen und beyde wieder vereinigen könnte. Aber der Marquis kam uns zuvor; am andern Morgen hörten wir, daß er in aller Stille abgereißt sey; vermuthlich hatte er Nachricht bekommen, daß Antonie bey mir sey, und das Uebrige errathen. Antoniens Verzweiflung, ihre lange Trauer und was sie endlich tröstete, muß ich hier übergehen, weil meine eigene Geschichte schon Ihre Geduld erschöpfen wird. Was ich dabey litt, war eben so schmerzhaft, obgleich von ganz andrer Art. Ich hatte mich ganz der Theilnehmung, dem

Vertrauen überlassen, und nun beydes so gekränkt, so entwürdigt zu sehen! Mein Herz, so jung es war, fühlte sich verödet, verkältet, abgestorben, und noch kannte es die Liebe nicht einmal. So sehr auch beyde Männer mich interessirt, beschäftigt und in sich hineingezogen hatten, so war doch die Hingebung der Empfindung und das auf Eins beschränkt seyn, was ich später erfahren sollte, weit entfernt von dem, was ich für jeden von beyden fühlte. Ich glaube, an der Behauptung, daß der Liebe eine lange Bekanntschaft und ein Seelenverkehr vorhergehen müsse, ist wenig Wahres, mir scheint sie vielmehr ein Erkennen, vielleicht ein Wiedererkennen, zu seyn; man erräth einander, man durchsieht sich, fühlt sich getroffen und kann nicht mehr von einander lassen. Ich komme jetzt zu der entscheidenden Epoche meines Lebens, wo der Blitz der Liebe zuerst in mir zündete, und ein Fremdling, ein Unbekannter, in einer flüchtigen Stunde, ohne Kunst und Absicht, bloß durch die Gewalt der Natur, mein Herz und mich selbst eroberte. Ob ich dieser ersten, wilden Neigung noch immer unterthan bin, oder ob eine zweyte schönere Liebe in dem Busen sich entfaltet, das wird vielleicht aus dem Schluß meiner Geschichte zu errathen

seyn. Für jetzt breche ich ab, und wünsche gute Nacht. —

Recht so, rief Madame Bianki, versparen Sie die schönere Hälfte auf Morgen, die Herrn haben indeß genug, um angenehm träumen zu können.

Trotz der Widerrede und den Bitten der Männer trennte sich die Gesellschaft. Mitternacht war schon längst vorüber, und jedermann begab sich auf sein einsames Gemach zur Ruhe oder Unruhe.

Manfredo und Altomar waren die Ersten, die sich am Morgen im Garten antrafen, beyde spähten nach den Fenstern des Schlosses, ob etwa die Unbekannte schon sichtbar wäre. Im Saal fing es auch an sich zu regen. Anselmo schritt mit listiger, siegreicher Miene einher, ob er schon über eine schlaflose Nacht sich beklagte. Auch die Damen stellten sich in vollem Anputz nach und nach ein. Madame Bianki kam zuletzt. Man erkundigte sich bey ihr sogleich nach der schönen Camilla, und fing an über ihr langes Ausbleiben sich zu verwundern. Auch der Ritter wurde vermißt, und niemand konnte Nachricht von ihm geben. Es wurden Bediente abgeschickt nach ihren Zimmern und in den Garten, um beyde aufzusuchen, umsonst, nirgends fand man sie. End-

lich erschien nach wiederholten Nachforschungen der Haushofmeister, und meldete ganz ruhig, die fremde Dame und der Ritter wären diesen Morgen früh, da noch Alles geschlafen hätte, zusammen abgereißt. Die sämmtliche Gesellschaft sah sich bey dieser Nachricht rings herum an, und Altomars Gesicht wurde so lang und verzog sich zu so einem komischen Starren, daß der kleine Doctor nicht mehr an sich halten konnte und in ein schallendes Gelächter ausbrach. Altomar war klug genug, um seine Verlegenheit zu verbergen und zuerst mitzulachen. Ich war ein Thor, sagte er, und unbegreiflich verstockt und blind, das nicht zu sehen, was so handgreiflich war; aber es ist billig, daß ich einmal in meinem Leben angeführt werde. An hundert Kleinigkeiten, fuhr er fort, hätte ich gleich beym ersten Eintritt das junge Ehepaar erkennen sollen. —

Die Damen wollten den Spaß gleich errathen haben, nur Julie sagte neckend zu Thalheim, sie müsse ehrlich bekennen, der Ritter habe ihr viel zu schaffen gemacht, und sie könne ihn noch gar nicht aus dem Kopf bringen. Camilla's Geschichte wurde aufs Neue durchgegangen, und mit dem Schlüssel, den man jetzt hatte, erklärte sich Alles sehr leicht; ja, auch den Ritter fand man schon lebendig abgebildet

darin, und was ihr noch etwa zu erzählen übrig bliebe, wurde von jedem nach seiner Art errathen und zusammengesetzt. So verstrich der Vormittag für Alle scheinbar angenehm und heiter. Doch zeigte sich bald, daß Niemand mehr für ein längeres Beysammenseyn sich gestimmt fühlte, und der Geist der Auflösung griff immer mehr um sich.

Noch an demselben Tag reißten Altomar und Manfredo mit einander ab, ihnen folgte noch spät Wilhelmine nach.

Am andern Morgen zerstreuete sich die übrige Gesellschaft, und nur der kleine Doctor blieb als Hausarzt und Freund bey der Dame Bianki. Da sie zum erstenmal allein waren, erzählte Anselmo lachend, wie er ausgekundschaftet, daß Gustavson nach einem sehr kurzen Umweg zu Ottilien gestoßen, und auch gütigst in ihren Wagen aufgenommen worden sey. Der arme Thalheim, setzte er hinzu, muß sich zwar noch eine harte Trennung gefallen lassen, indeß, ich wette, daß er sich in vier Wochen dafür schadlos halten wird.

Dialogen.

I.

Eugenie, Albert, hernach Bettina.

Eugenie.

Geschwind sagen Sie mir etwas über den Roman, den Sie gestern einsteckten, denn ich bin überzeugt, Sie haben ihn noch an demselben Abend verschlungen.

Albert. Schade, daß ich Ihnen Recht geben muß. Zwar verschlungen, wie Sie sagen, habe ich ihn nicht, aber doch zu Ende gelesen.

Eugenie. Und wie gefällt er Ihnen?

Albert. Es ist ein weiblicher Roman.

Eugenie. Soll das Lob oder Tadel seyn? Sie sind heute ungewöhnlich lau und zurückhaltend, und dabey haben Sie so eine schlaue

Miene, als hätten Sie etwas errathen, was Sie nicht wissen sollten.

Albert. Vielleicht, aber eben das macht mich verlegen, und hindert mich frey heraus zu reden. Zum Unglück stehe ich eben nicht so in Gunst bey Ihnen, daß ich viel zu verscherzen hätte.

Eugenie. Nun gut, der Roman ist von meiner Freundin Charlotte; es ist schon jetzt kein Geheimniß mehr, und nun bitte ich Sie, sagen Sie davon alles mögliche Böse, was Sie nur auf dem Herzen haben.

Albert. Böses? Verzeihen Sie, Böses läßt sich davon nicht sagen.

Eugenie. Das heißt, er ist unter aller Kritik?

Albert. Weder unter noch über, ich möchte sagen, außer aller Kritik. Es ist viel Empfindung darin, recht viel Empfindung, viel Feinheit des Geistes, eine gewisse Landschaftsmahlerey der Seele und der Natur, und wie feine Adern zieht sich eine elegische

Wehmuth und behagliche Trauer durch das ganze Buch.

Eugenie. Ihre Worte, dünkt mich, passen nicht recht zu der Zweydeutigkeit Ihres Gesichts. Alles was Sie da gesagt haben, ist in meinen Augen ein großes Lob.

Albert. Wenn Sie noch dazu die negativen Verdienste dieses Romans rechnen, ich meine, die Abwesenheit von den gewöhnlichen Fehlern unserer meisten Schriftsteller, z. B. daß er nicht grell, nicht überladen, nicht verwirrt, nicht unzusammenhängend oder nachlässig oder hart und abstract und dabey noch schlüpfrig ist; so kommt eine Litaney von Lobpreisungen heraus, und Ihre Freundin glänzt wie ein Stern der ersten Größe am litterarischen Horizont.

Eugenie. Mit dieser Einleitung wollen Sie mich wohl nur besänftigen; rücken Sie nun mit dem schweren Geschütz hervor, und vernichten Sie nach heutiger Art das arme, zarte, schuldlose Büchelchen.

Albert. Aufrichtig, Eugenie, Sie sind ungerecht gegen mich, und reitzen mich dadurch nur noch mehr. So klingt es hart, wenn ich Ihnen bekenne, daß ich durch Alles, was sich, meiner Meinung nach, nicht davon sagen läßt, schon die schwache Seite davon bemerkt habe. Denn um Lob und Ehre einzuerndten, muß man nicht allein von den genannten Fehlern frey seyn, sondern auch die entgegen gesetzten Tugenden besitzen.

Eugenie. Mit andern Worten, Charlottens Roman ist leer, ohne Leben, ohne Interesse, das meinen Sie doch?

Albert. Etwas Aehnliches, aber mit diesen harten Worten läßt es sich nicht ausdrükken. Das ganze Werk wäre ein zierliches, sinnreiches Stillleben, wenn gar keine Menschen darin vorkämen.

Eugenie. Hören Sie, Albert, ich wollte lieber, Sie verbrennten das Buch, nur nicht den Autor, auf öffentlichem Parnaß durch einen kritischen Henker, als daß Sie ihm so

nach und nach böslicher Weise von hinten Streiche versetzen.

Albert lacht. Weil Sie es denn begehren, so will ich Ihnen ohne Hinterhalt und Floskeln meine Meinung darüber sagen. Es ist nur Eine Empfindung darin herrschend, und auch diese hat nur Einen Ton. Dieser Ton ist wieder so zart und leise, daß er gar bald verklingt, bis endlich auch die letzten Sylben im Munde das Echo ersterben, und man nichts hört, als stumme, bange, hin und her schwimmende Klänge, wie wenn der Wind im Schilfrohr lispelt und seufzt.

Eugenie. Das ist ein Spaß, aber kein Urtheil. Die Bitterkeit Ihres Ausdrucks macht mich glauben, daß Sie etwas wider den Autor haben. Ich weiß, Sie kennen Charlotten, sie hat mir selbst von Ihnen gesprochen.

Albert. Charlotte ist sehr liebenswürdig, ob sie gleich etwas Angenommenes und Schwieriges im Umgang hat, was ich nicht liebe.

Alles was mir an ihrem Buch mißfällt, gefällt mir hingegen an ihr.

Eugenie. Das kommt daher, weil sie durch ihre Gegenwart, durch ihr liebliches Wesen, ihr feines Gefühl von Schicklichkeit und die hinreißende Wärme ihrer Empfindung das in Ihnen erregt, was man haben muß, um den ihr eignen Werth zu fühlen. Das todte Buch kann das nicht; da muß man den offensten Sinn mit dazu bringen, um den Geist der Weiblichkeit, der im Kleinsten athmet, rein auffassen zu können.

Albert. Ich mache Ihnen mein aufrichtiges Compliment über die Herzlichkeit Ihres Antheils an Charlotten, und bereue es wirklich, Sie durch spöttische Grimassen erzürnt zu haben. Zum Zeichen, daß Sie nicht unversöhnlich sind, geben Sie mir Ihre Hand.

Eugenie giebt ihm die Hand, die er küßt. Es ist ärgerlich, Albert, daß man nie weiß, wie man mit Ihnen daran ist.

Albert. Das ist mein ewiger Streit mit allen Weibern; sie hätten mich gern anders,

als ich bin, und glauben, ich verstelle mich nur. Doch auf Ihre Erklärung wieder zu kommen, so danke ich Ihnen dafür; Sie sind mir auf halbem Wege entgegen gekommen, und machen, daß ich mir selbst verständlicher werde. Was in einem Buch unbemerkt entweicht und verrinnt, gerade die heimlichsten, der Seele entschlüpften Züge erhalten erst durch den warmen Hauch des lebendigen Athems Gehalt und individuelle Bedeutung. Der Ton, der Blick, und das Mienen- und Geberdenspiel eines Weibes geben zu ihren Worten nicht nur den Tact, sondern auch die Melodie.

Eugenie. Es giebt aber Männer, die sich so mit uns eingespielt haben, daß sie zu unsern Texten die Noten sich hinzu phantasiren; und nur diese sollten uns lesen, und können uns beurtheilen.

Albert. Diesen Vorwurf möchte ich doch gern von mir ablehnen. Der zarte Charakter dieses Romans ist mir keineswegs entgangen, nur hat er mich nicht befriedigt; ich bin hungrig

davon aufgestanden. Hätte die Verfasserin aus ihren Empfindungen ein Lied gewebt, so hätte sie sicher gerührt und gefallen; aber zu einem Roman in die Länge gezerrt und verdünnt, ist alle Wirkung verflogen, und wir fühlen Leere. Es nimmt sich eben nicht aus, wenn man die Guitarre in einem weiten Saal klimpert; so wie die Männer im Gegentheil Liederchen verfertigen, die wie Posaunen in einem engen Zimmer schreyen.

Eugenie. Sagen Sie lieber frey heraus, dieser Roman und allenfalls die ganze Gattung sey nicht nach Ihrem Geschmack, so wie Sie oft gewisse Gesichter nicht leiden mögen, ohne einen Grund dazu angeben zu können. Wenn die Leidenschaft in einem Buch nicht tobt und raßt, oder eine Menge schwerhaltiger, bizarrer Ideen und Charaktere Ihnen reichen Stoff zum Ausbrüten geben; so klagen Sie über Leere. Eine Blumenkette sanfter Empfindungen, die sich weich um das Herz anschließt, das leichte Berühren und Spielen mit Gedanken, und dann wieder das warme Festhalten

an Lieblingsphantasieen, mit einem Wort, das Weibliche in der Kunst, dafür haben Sie gar keinen Sinn.

Albert. Ich muß es geschehen lassen, daß Sie mich der Unempfindlichkeit beschuldigen. Aber bedenken Sie, ein starkes Alphabet voll Empfindungen, versetzt mit wenigen Vergißmeinnicht-Gedanken, wo eine modeste dauerhafte Liebe sich durch zwey bis drey Theile ungetheilt hindurch liebt; um das auszuhalten, gehört mehr Gutmüthigkeit dazu, als die meisten Leser haben.

Eugenie. Lächerlich läßt sich Alles machen, aber der Maßstab Ihrer Beurtheilung ist falsch. Was fordert man von dem Roman? Wahrhaftig nicht eine Anzahl tiefsinniger Ideen, moralischer Untersuchungen oder spaßhafter Einfälle. Der Roman war von jeher eine holde Liebesdichtung, vom Gefühl eingegeben, mit Phantasie ausgeschmückt, und an das Herz und den Sinn gerichtet. Euere philosophischen, politischen, historischen und

komischen Romane, oder wie sie alle heißen, sind mir Zwitter und Undinge.

Albert. Sie haben den ursprünglichen Zweck des Romans sehr richtig angegeben, nur vergessen Sie die große Veränderung, die Zeit und Cultur an jedem Ding bewirken. Im Anfang des mittlern Zeitalters, da die Welt wieder aus dem Todtenschlaf der Barbarey erwachte, zeigte sich der erste Keim des Genie in der einfältigen, aber glühenden Schilderung mächtiger Leidenschaften und treuer inniger Empfindungen. Die Liebe war damals gleichsam wieder neu worden, ihr bloßer Nahme setzte jedes Herz in Bewegung, und diese kräftigen Menschen überließen sich den ungewohnten Frühlingsgefühlen ihrer Brust, und berauschten sich in süßer Liebes- und Lebenslust. Diese Freude an der Sache ließ keine Ansprüche auf Mannigfaltigkeit und künstliche Form aufkommen; es gab nur noch Eine Liebe, und nur Einen Herzenston und Waldgesang dieser Liebe. Nach und nach bildeten und verbildeten sich die Sitten und Neigungen;

was einfach war, wurde getrennt, was rein war, versetzt und aufgelößt, alles streckte, dehnte und theilte sich; es entstanden überall Gattungen, Arten und Individuen. Nun schied sich auch die Liebe in die geistige und sinnliche, und da die Poesie der Wirklichkeit immer nachfolgt, so entstanden jetzt leichtfertige reitzende Novellen, prunkvolle Galanterie-Romane und zierliche Erzählungen von Französischen Passionen.

Eugenie. Unter den letztern verstehen Sie wohl die trefflichen Romane der Madame La Fayette, Zaide, und die Prinzessin von Cleve?

Albert. Ganz recht, ob sie gleich sehr niedlich und geistreich erzählt sind, so glaube ich doch nicht durch meine Charakterisirung ihnen Unrecht gethan zu haben. Aber lassen Sie uns auf unsere Zeiten zurückkommen. Bey den Deutschen war die Galanterie und Chevalerie nie recht zu Hause, und daher hat auch unsere Litteratur keinen merklichen Anstrich davon bekommen. Goethe hat zuerst die Liebe als Kunststoff zur Mode gemacht und dadurch die heutige Ueberschwemmung von liebekranken

Romanen ganz unschuldig veranlaßt, wie denn an jedem Meister die Schüler durch Mißgriffe sich versündigen.

Eugenie. Gut daß Sie auf Goethe kommen. Sein Werther ist doch ohne Zweifel ein ächter Liebesroman?

Albert. Das glaube ich nicht. In Werthers Leiden wird nicht sowohl das Entstehen und der Fortgang einer Leidenschaft dargestellt, als vielmehr der Kampf eines genialischen Naturmenschen gegen die drückenden und engenden Verhältnisse des bürgerlichen Lebens. Der Held erliegt endlich unter einem unglücklichen Zusammentreffen von Umständen; fügte sich nur ein Umstand anders, so war er gerettet.

Eugenie. Ich sehe schon, führe ich andere Beyspiele an, so machen Sie auch einen Zweck ausfindig, der darin herrschen soll, ich will also darüber nicht mit Ihnen streiten. Wenn der Verstand bey den Männern waltet, und Ihr auch in der Kunst Zwecke auf Zwecke häuft, so ist es gut, wenn die Frauen die Empfindung

in sich heilig bewahren, und ihre Schriften zu einem Altar dieses reinen Feuers machen.

Albert. Ich schlage vor, daß wir einen Theilungs-Vertrag abschließen wollen. Die Damen erhalten zu ihrem Antheil an der Litteratur ein besonderes Fach, genannt Liebesgeschichten, auf ewige Zeiten für sich und ihre Leibes- und Geisteserben abgetreten, und theilen mit uns, wenn sie wollen, Romanzen, Lieder und Charaden: dagegen überlassen sie uns ein für allemal, außer den höhern poetischen Gattungen, auch den Roman, als ein männliches praktisches Werk.

Eugenie. Was fordern Sie denn eigentlich von dem Roman, der Ihnen so am Herzen zu liegen scheint?

Albert. Er soll Begebenheiten der Welt und eine Ansicht des Lebens enthalten, und nicht sowohl das Seyn als das Werden der Menschen darstellen. Wir wollen die Charaktere und Gesinnungen entstehen sehen, und den Einfluß mannigfaltiger Verhältnisse auf diese

und jene individuelle Anlage kennen lernen; kurz, der Roman soll ein Bildungsbuch und nicht ein Bilderbuch seyn.

Eugenie. Wenn das seine Bestimmung ist, so reklamire ich ihn im Nahmen meines Geschlechts; denn das Bildungsgeschäft liegt in den Händen der Frauen. Bettina tritt herein. Kommen Sie mir zu Hülfe, Bettina! Albert lästert nach seiner Gewohnheit; Charlottens Roman ist ihm nicht recht, und das Weib überhaupt gefällt ihm nicht.

Albert. Dagegen protestire ich feyerlich, und hoffe mit meiner guten Sache vor jedem Cour d'amour und weiblichen Gerichtshof geneigtes Gehör zu finden, ja, mir noch gar einen Ritterdank zu erwerben. Unser Streit, schöne Bettina, betrifft das Feld, das man Ihrem Geschlecht in der Litteratur einräumen soll.

Eugenie. Er verweißt uns auf Histörchen, Liedchen und andere Bagatellen, und spricht uns den Roman als ein Bildungsbuch ab.

Von Ihnen verspreche ich mir besondern Beystand, weil Sie mehr als ich dabey interessirt sind.

Bettina. Still, Eugenie, sonst trete ich auf des Feindes Seite. Fahren Sie fort, Albert, ich bin sehr begierig.

Albert. Eugenie behauptete zuletzt, die Weiber bildeten uns, dagegen läßt sich viel einwenden. Ich glaube, die Männer bilden sich bey Weibern, die Weiber aber durch die Männer.

Bettina. Was nennen Sie sich bilden?

Albert. Bilden ist ein plastischer Kunstausdruck, und bedeutet Formen des Geistes und Körpers anschaulich machen. Gebildet ist, wer für alle Formen Sinn hat.

Bettina. Wir bildeten uns durch die Männer, sagten Sie, das dünkt mich nicht ganz richtig.

Albert. Für die Männer hätte ich sagen sollen, nicht wahr?

Eugenie. Wir sind von Natur schon gebildet. Vergleichen Sie nur einen Knaben mit einem Mädchen von ungefähr gleichem Alter, wie sie ihm überlegen ist an Gewandheit, Schnelligkeit und Richtigkeit des Blicks, wie sie Alles auffaßt, unterscheidet und natürlich wieder darstellt!

Albert. Und doch erstreckt sich diese Feinheit des Sinns nicht auf Werke der Kunst. Gerade das Vollendetste, was wir haben, die Iliade, die Tragödien des Sophokles, die vortrefflichsten Stücke Shakespeare's, wenn Ihr aufrichtig seyd, so müßt Ihr gestehen, daß Ihr wenig Geschmack daran findet. Mit Musik, Mahlerey, Bildhauerey geht es Euch, wenn der erste angenehme Eindruck auf die Sinne vorüber ist, eben so. Es giebt zwar Damen, die vor dem Antinous und dem Ringer niederknieen, aber ich weiß nicht, ob der Künstler sich dadurch geschmeichelt finden würde. Auch ist dieß ganz natürlich, denn jedes Kunstwerk erfordert Anstrengung, Sammlung des Geistes, Selbsthä-

tigkeit, ja, sogar Abstraction und ich möchte sagen einen Grad von Genie, um würdig genossen zu werden; lauter Bedingungen, die Ihr verschmäht, oder die Euch zum Theil versagt sind.

Eugenie. Aber wie viel davon die Wirkung unserer Erziehung und des absichtlichen Zurückhaltens unserer Kräfte seyn mag, das bringen Sie nicht in Anschlag.

Albert. Der wahre Genuß der Kunstwerke findet sich nur da, wo die Kraft etwas Aehnliches hervorzubringen wohnt. Unter so vielen Frauen älterer und neuerer Zeiten von großem Geist, seltenen Kenntnissen und dem feinsten Geschmack ist aber auch nicht eine, die sich durch ein Kunstwerk verewigt hätte, alle litterarischen Verdienste der Weiber haben nur einen Zeitwerth, und sind durch ihre Beziehungen und unter Umständen interessant. Ich denke doch, dieß ist etwas mehr als Zufall.

Eugenie. Sie haben die Sappho vergessen, deren Ode Sie selbst so preisen.

Albert. Auch Sappho, die allein als Dichterin da steht, beweißt nicht wider mich. Ihre Liebesode ist ein vulkanischer Erguß der trunkensten, bacchantischten Leidenschaft, die Natur hat da alles gethan, die Kunst nichts. Und dann war Sappho eine Hetäre. Welches Weib unserer Zeit möchte oder dürfte ihr Innerstes so den Augen der Welt preis geben!

Bettina. Aber glauben Sie nicht, daß Aspasia hätte ein dichterisches Meisterstück liefern können?

Albert. Hätte sie es gekonnt, so hätte sie es auch gewollt. Aspasia war viel weiblicher, sie buhlte nicht durch todte Buchstaben um Beyfall, durch sich selbst wollte sie Bewunderung erregen, und sich der Herzen bemächtigen. Alles, was sich in Athen durch Schönheit, Kraft und Talente auszeichnete, strömte zu ihr, um bey ihr Anmuth des Geistes und Urbanität der Sitten aus der ächten Quelle zu schöpfen. Vielen zu leben ist aber gefährlich und vergänglich, darum ergab sich Aspasia dem größten Mann damaliger Zeit zu

eigen, und durch ihn ist sie mit Ruhm auf die Nachwelt gekommen.

Bettina. Aber Aspasia soll an Perikles Reden großen Antheil gehabt haben.

Albert. Es wäre sehr zu wünschen, jeder Schriftsteller hätte eine Aspasia, die ihm zuflüsterte, was ihrem Sinn gefällig sey, und ihrem Ohr wohl oder übel klänge; einen andern Antheil konnte Aspasia nicht haben, das läßt sich gar nicht denken. Mir fällt dabey wider Willen Molieres Magd ein, die ihm ähnliche kritische Liebesdienste erwiesen, und vielleicht zog jeder große Künstler einen weiblichen guten Genius zu Rath. Die Weiber haben bey Kunstsachen eine untrügliche negative Stimme, was Euch offenbar mißfällt, worüber Ihr den Kopf schüttelt, das sollte man gleich vernichten.

Eugenie. Sie halten eine Lobrede auf unsern feinen Sinn, und suchen uns damit abzufinden, ich sehe aber nicht ein, wie diese natürliche Gabe, die uns Euere Fehler so

scharf sehen läßt, bey eignen Werken uns nicht trefflich zu Statten kommen sollte.

Albert. Im Gegentheil verlieren ihn alle Weiber, die für das Publikum schreiben. Es scheint als räche sich die Natur, und nehme ihnen den angebornen geistigen Instinct, sobald sie nach verbotenen Dingen streben wollen. Auch die Schriftsteller, besonders die originellen und humoristischen, büßen an Geschmack ein, was sie an produzirender Kraft gewonnen haben. Die gebildetsten, feinsten und angenehmsten Menschen findet man unter den Weltleuten; die Schriftsteller sind meistens einseitig, gekünstelt und voll falscher Ansichten und kleiner Prätensionen, die Gelehrten sind noch dazu roh und pedantisch.

Bettina. Was Sie von den Weltleuten sagen, gilt überhaupt von den Weibern. Die meisten unter uns haben weit mehr Tact in den Vorfällen des Lebens, und mehr Gefühl für das Geistige und Unschätzbare, als die Besten unter Euch. Unser Antheil an den Dingen und Personen ist reiner. Ihr nehmt

bey Allem sogleich Partey, tretet für oder wider etwas auf, erhitzt und verblendet Euch, und die Sucht, überall zu scheinen und zu glänzen, läßt Euch gerade das aus den Augen verlieren, wofür Ihr Euch so zu interessiren vorgabt. Unsere Kräfte sind lebendiger und schärfer als die Euern, und unser Gemüth ist schöner.

Albert. Sie erinnern mich an ein sehr geistreiches in sich vollendetes Mädchen, deren natürlichste und leichteste Rede ein Meisterstück von Grazie und Anmuth war. Bey ihr holte sich der Dichter Begeisterung und liebliche Formen, der Weltmann schöpfte Unterhaltung und neuen Lebensreitz, und der kalte Denker faßte Feuer und gewann Gedankenstoff.

Bettina. Ich wollte Sie durch meine kühne Behauptung, daß unser Gemüth das schönere sey, zu einer bestimmteren Erklärung reitzen, aber umsonst. Die Kunst besteht in der Darstellung des Schönen, oder, wie Ihr es erklärt, darin, daß man Alles schön darstellt. Warum soll uns gerade dieß, bey allem

was Sie uns so reichlich zugestehen, versagt seyn? Was ist es denn, was uns dazu fehlt?

Albert. Zur Kunst gehört nothwendig ein Funke, der in jedem Mann verborgen schlummert, der aber nur, wenn er als Flamme in einer Brust glüht, so außerordentliche Wirkungen erzeugt, und beynahe als göttlich verehrt wird. Dieses Unsägliche, das dem Gewitter in der Natur gleicht, nennt man Genie, und sein Wesen läßt sich nicht recht beschreiben. Es ist ein wunderbares Zusammenblitzen und Durchkreuzen von Kräften, ein Auf- und Niedersteigen von Gedanken, ein Selbstvergessen, wo das Einzelne sich in ein Ganzes verliert, und ein nie gekannter Geist über uns kommt und uns regiert. In diesem Zustand zeigen sich noch andere seltsame Phänomene, eine kalte Schwärmerey, eine verständige Verzückung und eine rastlose Ruhe.

Eugenie. Mir grauet vor diesem unnatürlichen Zustand, damit ist der Nachruhm zu theuer erkauft.

Bettina. O nein, er muß unendlich angenehm seyn.

Albert lächelt. Von der Seite der Annehmlichkeit habe ich es noch gar nicht betrachtet.

Eugenie. Wenn Sie uns das Genie nehmen, so räumen Sie uns doch dafür desto mehr Talente ein?

Albert. Die Frauen haben ein allgemeines Talent für Alles.

Eugenie. Dahinter steckt wieder eine Arglist verborgen.

Albert. Die Weiber haben Talent, und die Talente haben uns.

Bettina. Das Gemüth des Weibes ist selten getrübt und stürmisch, oder die leichten Wellen glätten sich doch bald wieder. Dieß giebt uns mehr Gleichgewicht, und macht, daß die Gegenstände sich rein in uns abspiegeln. Dagegen habt Ihr immer Stimmungen und Richtungen; dieselbe Sache seht Ihr nach der

Laune des Augenblicks auf tausenderley Art an, und erhebt heute, was Ihr gestern verdammt habt. Um Euern oft so bizarren Einfällen und barocken Meinungen einen Schein und eine Schwere zu geben, die sie an sich nicht haben, müßt Ihr die Phantasie erhitzen und den Witz auf die Folter spannen, und so entstehen die Krümmungen und Verschnörkelungen des Geistes, die Ihr Talente nennt. Darum gefallen Euch der Tristram Shandy, Don Quixote, und die Schriften von Rabelais, Hippel und Lichtenberg so überaus, und uns sind sie widerlich.

Albert. Sollte sich nicht jeder Unterschied darauf zurückführen lassen, daß das Weib mit dem Gemüth, der Mann mit dem Geist schreibt. Alle Schriftstellerinnen drücken daher ihren innern Stempel in ihren Schriften ab; sie sprechen sich selbst aus, ohne es zu wissen oder zu wollen. Bey uns hingegen ist der Schluß vom Autor auf den Menschen beynahe immer trügend, ja, es ließe sich mit mehr Sicherheit der entgegengesetzte Charakter ver-

muthen. Der empfindsame, weichliche Idyllenmahler ist oft im Leben trocken, hart und störrisch; gallige, schmähsüchtige Humoristiker sind die wohlmeinendsten, leutseligsten Sterblichen; leichtfertige Schriftsteller führen den geregeltsten Lebenswandel; auch hat man bemerkt, daß komische Dichter und Schauspieler meistens melancholischen Temperaments, Tragiker hingegen muntere Gesellschafter sind.

Eugenie. Und bey den Schriftstellerinnen wird das mit Ihrer Erlaubniß wohl eben so seyn; denn niemand schwatzt seine Heimlichkeiten gern aus, und unsere Heldinnen sehen mehr aus, wie wir seyn möchten, als wie wir wirklich sind. Wie ließe sich sonst der zweydeutige Ruf so mancher besonders ausländischer Schriftstellerinnen mit der ausgesuchten Reinheit und moralischen Tendenz ihrer Schriften zusammenreimen?

Albert. Eben dieses Aushängeschild der Tugend, dieß Gepränge mit Religion, das Hervorsuchen der zartesten, edelsten Situationen, und die lächerlichen Ausfälle gegen die soge-

nannten Philosophen und Atheisten, alles dieß hat etwas Gemachtes, Künstliches und Uebertriebenes, das uns mehr verräth, als es sollte. Diese gemeinnützigen Damen wollen dann doch ihre große Hof- und Weltkenntniß und tiefe Menschenkunde nicht verborgen lassen, und da geschieht es denn unvermerkt, daß sie gewisse Lagen und Verhältnisse mit heimlicher Liebhaberey und besonderer Detailkenntniß ausmahlen, und dieß macht mich mitten unter den rührendsten Phrasen lachen. Es scheint wieder Mode werden zu wollen, daß man sich in einem gewissen Alter in die Arme der Devotion wirft, nachdem man vorher Coquette oder galant war.

Eugenie. Wissen Sie auch, daß dieß Errathen und willkührliche Zusammensetzen des Charakters einer unschuldigen Schriftstellerin sehr mißlich und eigentlich gar nicht erlaubt ist?

Albert. Sie haben Recht, aber was ist zu thun? Alle Menschen, die eine öffentliche Rolle spielen, Könige, Feldherrn, Staatsmänner und auch Schriftsteller sind Afterreden und

giftigen Auslegungen ausgesetzt, und müssen den scharfen Zahn der Unberühmten erdulden. Ueberall sucht man aber die empfindlichste Stelle aus; die Männer greift man bey ihren Geistesgaben, die Weiber bey ihren Tugenden und Untugenden an.

Bettina. Wenn das Gemüth bey uns die Stelle des Genie's vertritt, so könnte man die verschiedenen Gemüthsarten unsere Talente nennen. Die Eintheilung in naive und sentimentale Dichtung paßte also besonders auf weibliche Schriften.

Albert. Die naive Zeit der modernen Litteratur ist längst vorbey, und die Schreibseligkeit der Frauen wird sie wohl nicht wieder aufbringen.

Eugenie. Was verstehen Sie denn unter naiv?

Albert. Was sich selbst ohne Wissen und Willen ausspricht. Die Naivetäten der Schriftstellerinnen kommen aber wider ihren Willen zum Vorschein; sie entschlüpfen ihnen;

wahrscheinlich fürchten sie zu naiv zu werden, wenn sie es seyn wollten.

Eugenie. Das ist unartig, Albert.

Albert. Es hat Amazonen gegeben und eine Jungfrau von Orleans, und es giebt noch heutzutage kriegerische Frauen; was würden Sie aber sagen, wenn ein untermischter Haufen von Weibern aller Art sich einfände, die dem Vaterland für ein leidliches Handgeld ihre Dienste anböten?

Bettina. Sie sprechen zu uns, als wären wir nicht Weiber, sondern abstracte Wesen. Ihr Zutrauen ist allerdings ehrenvoll, doch finde ich, Sie übertreiben auch in der Sache selbst. Wir haben ohne Zweifel sehr artige und anmuthige Romane von Weibern, und wenn alles verworfen werden sollte, was nicht von der höchsten Art und ausgezeichnet trefflich ist, wie viele neuere Schriftsteller hielten wohl ein so strenges Gericht aus?

Albert. Es ist mir leid, daß ich auch Sie erzürnt habe, schöne Bettina; dieß ist

mir der sicherste Beweis, daß ich zu weit gegangen bin. Meine Absicht war keineswegs, gegen Einzelne ungerecht oder überhaupt intolerant seyn zu wollen: aber das gewaltsame Eindrängen und Wirthschaften unserer lieben Frauen in der Litteratur, und die falsche Richtung, die diese dadurch bekommen muß, brachte mich unvermerkt in Eifer.

Eugenie. Da Sie sich etwas zurückziehen, so müssen wir unsern Vortheil verfolgen. Gestehen Sie also, daß gegenwärtig in Frankreich und England Damen an der Spitze der Litteratur stehen.

Albert. Dafür ist auch bey diesen Nationen die schöne Periode ihrer Litteratur längst untergegangen; die Genie's sind ausgestorben, und an die Stelle bleibender Werke ist ein Schwarm geringfügiger Producte getreten, die nur in Masse für etwas gelten können. Beyde Völker zehren jetzt wie lachende Erben von dem reichen Vorrath ihrer bessern Vorfahren; aber durch den glänzenden alten Hausrath sieht schon die neue Armuth hervor.

Eugenie. Ich hoffe, Sie machen unter den Damen wenigstens einige Ausnahmen, oder Ihre Reue ist schnell vorübergehend und sehr unfruchtbar gewesen.

Albert. Vergleichungsweise möchte ich einige davon sehr loben; denn aufrichtig, die piquanten Französinnen und die gedankenreichen, geschmackvollen Engländerinnen gefallen mir besser, als unsere in Empfindsamkeit zerfließenden Deutschen Schriftstellerinnen. Jene haben mehr eigenthümliche Manier, mehr wahre Schilderung der Welt, und sind freymüthiger in Darstellung der Affecte und Neigungen.

Eugenie. Ihr Lob ist sehr kärglich. Die beyden Heldinnen der Französischen Litteratur, über die man die Männer ganz vergißt, verdienen weit mehr, als Sie ihnen zumessen. Die Gemüthskraft, der Ideenreichthum und das leidenschaftliche Colorit der Frau von Staal bilden ein eben so seltnes Talent, als die Geistesfeinheit und die gewandte und leichte Darstellung der Frau von Genlis.

Albert.

Albert. Wenn man die Schriftstellertugenden dieser beyden Frauen vereinigen könnte, so machten sie Einen vortrefflichen Autor aus; getheilt reichen sie zwar hin, uns zu vergnügen und augenblickliches Interesse zu erregen, aber auf ein längeres Andenken in uns dürfen sie nicht rechnen.

Bettina. Mich dünkt, Sie verlangen von der erzählenden romantischen Gattung nicht nur mehr, als die meisten Producte darin uns geben, sondern auch mehr als sie leisten kann. Sie will uns spielend beschäftigen, gefallen, unterhalten, oder bewegen und rühren, damit ist es aus; andere und Ihrer Meinung nach höhere Zwecke finden hier gar nicht Statt, und der Leser vermißt sie auch nicht.

Albert. Die Bescheidenheit der Leser geht leider so weit, daß, wenn nicht bisweilen eine unfreundliche Sorte von unzufriedenen, bissigen Gesellen mit ihren hohen Forderungen Lärm bliese, der Autor und der Leser häufig über demselben Buch einschlafen würden. Ich

muß bekennen, daß ich auch einer von denen bin, die über einem Kunstproduct nicht bloß die Zeit hinbringen, sondern sie auch angenehm dabey verleben wollen. Die bloß erweckte Neigung fortzulesen, um seine Neugierde zu befriedigen, ist mir nicht hinreichend; denn auch die alltäglichste, langweiligste Geschichte aus dem wirklichen Leben erzeugt in mir dieselbe Begierde, den Ausgang zu wissen.

Eugenie. Ach ich merke, Sie verlangen im Mährchen auch noch etwas anderes als das Mährchen!

Albert. Vielleicht könnte man noch etwas mehr begehren, so weit treibe ich es aber nicht. Wenn das Mährchen mich gereizt, mich mit tausendfachem Zauber umgaukelt hat und nun endlich wie ein Irrlicht zerspringt, so wird es, wenn es anders ächt phantastisch war, mich lange gar nicht loslassen und mit seinen Tönen und Farben umfaßt halten. Mannigfach bin ich erregt und bewegt worden; alles klingt noch wieder; der innere Tumult will sich nicht

legen, und ungern scheid' ich von der schönen Zauberwelt.

Bettina. Es ist dem Mährchen eigen, daß es Alles enthält und uns an Alles mahnt; der Roman aber ist in der Wirklichkeit zu Hause, und genügt uns, wenn in seinen Verhältnissen Wahrheit und in den Empfindungen Lebenswärme ist.

Albert. Außer diesem Nothbedarf sollte der Roman und auch die kleinste Erzählung unsern Geist noch durch etwas überraschen; ich meine, es soll in jedem Ein Sinn, Ein Hauptgedanke seyn, und das Ganze einen Totaleindruck in uns zurücklassen.

Eugenie. Es sollte mich sehr wundern, wenn Sie eine gute Lehre oder Nutzanwendung begehrten, oder gar die poetische Gerechtigkeit gehandhabt wissen wollten?

Albert. Sie haben es ungefähr errathen; nur besteht die poetische Gerechtigkeit, oder die Rolle des Schicksals, in nichts Anderem, als daß der Dichter der Natur ihr volles Recht

anthut, das heißt, überall wahr und sich selbst treu bleibt. Ich kenne Romane und Novellen, die mich im Anfang angezogen und ergötzt hatten, deren Ende aber so sehr wider alle Wahrscheinlichkeit und Consequenz verstieß, und den Knoten so geistlos zerhieb, daß mein früherer Beyfall wieder verflog, und das ganze Werk sich in ein Nichts auflößte. Diese Fehler der Erfindung und Composition sind besonders bey den Weibern herrschend, und ich finde sie in den meisten Novellen der Madame Genlis wieder.

Eugenie. Vielleicht hat sie nur in einem andern Geist componirt, und die Verschiedenheit der Ansicht macht Sie ungerecht. Aber was sagen Sie zu den philosophischen Werken der Madame Staal?

Albert. Ihr Raisonnement ist so leidenschaftlich, und ihre Leidenschaften so raisonnirend, daß sie mir deßhalb eine merkwürdige Erscheinung ist.

Bettina. Bey den Franzosen ist beynahe Alles so national und conventionell, daß wir

Deutsche nicht mit ihnen sympathisiren können. Ihr Schmerz hat etwas Artiges, ihre Verzweiflung ist besonnen, und ihre Leidenschaften sind so wohlgezogen, daß mich, wenn ich Französische Romane lese, der Gedanke anwandelt, es sey ja alles nur Spaß, und ich solle es mir nicht zu Herzen nehmen. Seit einiger Zeit habe ich mich mit den Engländerinnen bekannt gemacht, und bey ihnen finde ich mehr Unterhaltung, mehr Wahrheit; sie verstehen ihre Schriften heimlich zu machen; wir sind darin wie zu Hause, und es wird uns wohl dabey.

Albert. Britannien ist das Land, wo das Meiste vorgeht, wo täglich die abenteuerlichsten, tollsten Dinge geschehen; mit Recht ist es daher das Paradies und gelobte Land der Komödie und des Romans. Die Schriftsteller können sich da das mühsame Erfinden ersparen.

Eugenie. Bey den Englischen Romanen präsidirt der Thee; er begeistert die Dichterinnen und giebt ihnen zugleich den Conversa-

tionsstoff an die Hand, den er gleichfalls durch seine angenehme Wärme erzeugt; auch müssen sie schlechterdings beym Thee gelesen werden, sonst geht das Feinste davon verloren.

Bettina. Ihr Spott hat Recht, Eugenie; wirklich ist die natürliche, lebendige Conversation darin das Beste; es entsteht und bewegt sich Alles vor unsern Augen: die Französinnen hingegen erzählen nur immer, wir müssen ihnen glauben, und jeder Glaube erfordert Anstrengung.

Albert. Sonderbar ist es, daß man, trotz der Menge bizarrer Einfälle und Humorstreiche, die sich in England öffentlich zeigen, doch nur wenig Original-Charaktere unter ihnen findet. Es giebt nur Eine Englische Miß, und wenn von jemand gesagt wird, er sey ein Engländer, so hat man sogleich ein bestimmtes Bild von ihm. Schon der Todtengräber im Hamlet meint, in England wären sie Alle etwas toll. Auch sieht die brittische National-Karrikatur, John Bull genannt, jedem Britten ein wenig ähnlich.

Eugenie. Sie verläugnen sich nie, Albert. In Ihrem Umgang und in Ihrer Lectüre haschen Sie nur nach seltsamen, auffallenden Charakteren, Sie wollen immer entweder belustigt oder erschüttert werden; die Mitteltinten und feineren Nüancen, die sich in einander verlieren, gehen an Ihnen entweder verloren, oder Sie verschmähen sie.

Albert. Ich habe meinen Geschmack daran noch so wenig sättigen können, daß er nur noch schärfer und begehrender worden ist. Der einzige komische Charakter in der Kunst, der die rechte Statur und Stärke hat, ist Falstaff; sein Witz ist so unmäßig wie sein Bauch; Alles ist aus einem Stück, und so wohlbehaglich und fleischfarben, daß Natur und Kunst sich um ihn streiten möchten. Auch ist soviel Zeug in ihm, daß Shakespeare ihn kecklich als einen alten Bekannten in mehreren Stücken auftreten lassen konnte. Die Ursache, warum die Englischen Romane so voll von Charakteren zu seyn scheinen, liegt darin, weil in diesem Land die Stände, Metiers und Gewerbe sehr scharf bezeichnet sind. Ein See-

mann, ein Fuchsjäger, ein Friedensrichter u. s. w. sind lauter Charakterbilder, die, mit stehenden Lettern gedruckt, jedem Komiker zu Gebot stehen.

Bettina. Ihre Bemerkung kann richtig seyn, ob sie gleich der angenommenen Meinung widerstreitet; aber das werden Sie mir zugeben, daß die Englischen Schriftstellerinnen sehr neu und originell in der Form und Wahl des Stoffes sind. Die nächtlichen Erscheinungen und unterirdischen Schreckensscenen der Mistriß Radcliff erfüllen uns mit Entsetzen und Grausen; unsere Vehmgeschichten und Ritterromane sind Kinder dagegen. Damit kontrastirt die Einfachheit und Delikatesse der Verfasserin von Evelina und Kamilla, die uns mit buchstäblicher Treue die Falten des Herzens aus einander legt, die geheimen Triebfedern und Schwächen offenbart, und mit vieler Kunst Alles bindet, verkettet und zu einem anziehenden Ganzen gruppirt.

Albert. Wie diese mit den Menschen, so geht Mistriß Radcliff mit der Natur zu

Werke; sie portraitirt jeden Strauch, und schenkt uns kein Blatt.

Eugenie. Lassen wir die Englischen Damen, sie machen mir Spleen. Wenn wir lange im Ausland gewesen sind, so freuen wir uns, den vaterländischen Boden wieder zu betreten; es ist doch nirgends besser als da. Ich wollte wetten, Albert, daß Sie im Grunde, so gut wie wir, die Deutschen Frauen für die liebenswürdigsten Dichterinnen halten.

Albert. Das käme dann nur daher, weil sie als Weiber liebenswürdiger sind. Die Deutschen haben unter allen Völkern die trefflichste Temperatur der Neigungen und Kräfte; besonders sind die Frauen, weil sie von so mancher Schmach, die uns drückt, frey sind, reinerer und vorzüglicherer Art, und ganz dazu geschaffen glücklich zu machen und glücklich zu seyn. Gleich weit entfernt von Französischer Galanterie, von der kalten Zurückhaltung der Engländerinnen, und vom ungestümen Italiänischen Feuergeist, haltet Ihr eine schöne Mitte zwischen diesen Extre-

men, und eine Mischung von etwas Sprödigkeit, ein wenig Koketterie und viel warmer Empfindung, giebt einer Deutschen, wenn sie dabey noch hübsch ist, eine Anmuth und einen sanften Reitz, der auch für Ausländer unwiderstehlich ist. Von der altdeutschen Eingezogenheit und Unterwürfigkeit Euerer Aeltermütter seit geraumer Zeit erlößt, erhöht Ihr die angestammte Treue und Züchtigkeit durch milde Sitten, durch Gemüthsstärke und feinen geistigen Sinn. Euer goldnes Zeitalter wäre da, man würde wieder Aspasien erscheinen sehen — wenn nicht —

Bettina. Nun — wenn nicht?

Albert. Wenn nicht die unselige Wuth des Büchermachens sich Euerer auch bemeistert hätte. O ich sehe die Zeit kommen, wo jedes Mädchen noch lieber einen Roman schreiben als spielen wird; wo Ihr uns durch herzbrechende Tragödien erschüttern, durch empfindsame Komödien belustigen und durch gefällige Lehrgedichte unterrichten werdet.

Eugenie. O Sie Unglücksprophet! In welche schmähsüchtige tragi-komische Begeisterung versetzen Sie ein paar arme unschuldige Romane!

Albert. Sie kennen die Schärfe unseres Zeitalters nicht. Was einmal das Unglück gehabt hat, als Tendenz ausposaunt zu werden, das wird bis auf den Gipfel des Unsinns hinaufgetrieben, und ruht nicht eher, bis es ganz aufgerieben, abgenutzt und von den litterarischen Troßbuben zu Tod gemartert worden ist.

Bettina. Ich verstehe Sie nicht mehr, Albert. Bisher behaupteten Sie nur, die Natur hätte uns das Talent zur Poesie versagt, und über das Mittelmäßige könnten wir es darin nie bringen; aber jetzt sehen Sie es von einer ganz andern Seite an. Sie schreiben der Autorschaft der Weiber alles Unheil zu, als ob das, was Euch ziert und ehrt, wenn wir es unternähmen, seine Natur veränderte, und nun ungeziemend und schmählich würde.

Albert. Was dem Mann gebührt, steht darum dem Weibe noch nicht wohl an. Und vielleicht ist unsere gegenwärtige Epoche der Vielschreiberey nichts weiter als pedantische Lehrjahre, wo man jeden Einfall für vortrefflich hält und jeden Gedanken zu einem System ausspinnen möchte.

Bettina. Was haben Ihnen die Weiber gethan, daß Sie uns, wie untergeordneten, dienstbaren Wesen, die tröstenden, erheiternden Spiele der Phantasie, die traulichen Musenkünste nehmen wollen? Es ist das Vorrecht der Leidenden und Betrübten, sich in sich selbst zurückzuziehen, und da eine neue Welt beßrer Menschen und günstigerer Verhältnisse zu schaffen.

Albert. Ihre Bemerkung ist sehr wahr. Mit der Zahl der Unzufriedenen, der Unglücklichen, hat auch die der Schriftsteller zugenommen. Wem es wohl ist, der schreibt keine Zeile; wenigstens gilt dieß von den Weibern. In der Regel haben Alle, die Bücher machen, etwas zu vergessen, oder möchten etwas, was ihnen

fehlt, dadurch erreichen oder ersetzen; leider erinnern sie sich meistens nur noch mehr an das Erste, und das, wonach sie streben, wird ihnen auch nicht zu Theil. Daher sind die meisten modernen Bücher so niedergeschlagen und niederschlagend; nur selten giebt es einen Scarron, der von Sorgen und körperlichen Schmerzen gequält, noch dabey die muntersten, kurzweiligsten Possen schreibt.

Eugenie. Unter Ihren leichtfertigen Händen wird auch das Unglück zum Spaß. Darüber haben Sie aber das Beste vergessen. Wenn jemand seine unglückliche Liebe besingt, so liebt er zwar noch, aber das Herbste, was er empfand, hat sich während dem Singen verloren, sein Schmerz ist süß worden. So geht es mit jedem Unglück, mit jedem Kummer. Wenn wir ihn irgendwo niederlegen, ihn mittheilen, ihn darstellen, so stumpft sich sein Stachel ab; die Phantasie tritt als Mittlerin hinzu, und hüllt die nackte Wirklichkeit in ihren Zauberschleyer ein; der Schmerz veredelt sich und adelt uns selbst wieder.

Albert. Dieß gilt nur von den vertrauten Schilderungen, die wir für uns selbst oder bey wenigen Freunden bewahren; die Eröffnungen an das Publikum sind von ganz anderer Art. Gewöhnlich pflegt da die Eitelkeit sich ins Spiel zu mischen: wird diese befriedigt, so läßt der Kummer nach; wird sie gekränkt, so vertauscht er seinen Gegenstand. Diese Curart soll übrigens langwierig und mißlich seyn, denn das Publikum ist zerstreuet und hat oft taube Ohren; die Rezensenten aber haben unsanfte Hände, und geben sehr bittere Arzeneyen.

Eugenie. Sie können doch Wahrheiten nie ohne alle Bosheit sagen.

Albert. Sie wissen aber, schöne Eugenie, meine Bosheit hat nichts Bösartiges.

Bettina. Die Kränkung der Eigenliebe, deren Sie erwähnen, trifft die Männer eben so wie uns, und mich dünkt noch stärker; denn jede Empfindung ist bey Euch heftiger.

Albert. Nur haben wir eine derbere, zähere Natur; uns schadet die gröbste Lästerung

weniger als Euch der leiseste Tadel. Auch besitzen wir mehr Reproductionskraft, und haben das Privilegium wieder gut zu machen. Ein gutes Buch bringt ein vorhergegangenes schlechtes in Vergessenheit. Ueberhaupt sind wir zweydeutigere und getrenntere Wesen; es thut dem sonst geschätzten Mann keinen Eintrag, wenn er ein schlechter Autor ist; man rezensirt ihn, lacht ihn aus, und achtet ihn trotz dieser kleinen Schwachheit.

Eugenie. Die stehenden Rezensionsanstalten scheinen mir eben nicht die gesundesten Organe der allgemeinen Stimme zu seyn; sie geben gewöhnlich den Ton zu hoch oder zu tief an; doch Ihr findet so viel Freude an dieser Klopffechterey mit Sarkasmen, daß es Schade wäre, Euch diese männliche gymnastische Uebung rauben zu wollen. Entledigt Euch nur immer durch diesen Canal Euers Ueberflusses an Witz und Galle, aber streitet mit gleichen Waffen, Mann gegen Mann. Die einzige und billige Forderung, die wir an die Herrn Kritiker machen, ist die, von unsern Schriften

gar nichts zu sagen, da wir unsere Antikritiken, die heutzutage so nöthig geworden sind, nicht in derselben Sprache abfassen können.

Albert. So willfährig sind unsere strengen Censoren schwerlich; vielmehr ergreifen sie bisweilen diese Gelegenheit, eine kleine persönliche Rache auszuüben, mit Freuden. Auch würde diese Galanterie den Damen von wenig Nutzen seyn. Denn da einmal rezensirt werden muß, so entstünde bald ein weiblicher Gerichtshof, und das hieße vom Regen in die Traufe kommen. Dann, fürchte ich, würden die Streiche noch empfindlicher ausfallen; denn die Weiber kennen ihre Schwächen besser, und pflegen gerade nicht sehr barmherzig mit einander umzugehen. Es ist eine alte Erfahrung, daß man mit denen am strengsten verfährt, die uns am nächsten und ähnlichsten sind.

Bettina. Ich möchte Ihnen gern abläugnen, daß der Entschluß, ein Buch herauszugeben, für uns ein so wichtiger und bedenklicher Schritt ist, von dem unser Wohl und Wehe abhängen kann; aber es ist nur zu wahr.

Durch

Durch die Bekanntmachung eines Theils unseres Selbst treten wir freywillig aus der jungfräulichen Clause hervor, und zeigen uns der Welt, die uns dann neugierig begafft, und sich außer unserm Talent auch noch ein Recht auf unsere Person anmaßt, so wie man sich mit Luftspringern und Possenreißern größere Freyheiten herauszunehmen pflegt. Diesem Nachtheil ist aber abgeholfen, wenn das Werk selbst einen Charakter hat, der Achtung einflößt und gar keinen dreisten Gedanken aufkommen läßt.

Eugenie. Nur keinen lehrreichen, erbaulichen Roman für die Jugend, liebe Bettina, ich bitte Sie! Denn dabey hat Jung und Alt Langeweile, und der Nutzen davon ist auch nicht erheblich.

Albert. Dürfte ich Sie gleichfalls ersuchen, keine allzuedeln und unmenschlich großmüthigen Personen darin auftreten zu lassen; besonders wenn es Prinzen und Prinzessinnen sind.

Bettina. Seyn Sie unbesorgt, von meiner Hand haben Sie kein Werk irgend einer Art zu befürchten.

Eugenie. Das ist viel versprochen! Sehen Sie nur, wie der junge Herr sich brüstet! Nein, Bettina, ich will nicht hoffen, daß Sie unsere gute Sache schon so früh aufgeben; mich dünkt, wir haben unsere stärksten Waffen noch gar nicht gebraucht.

Albert. Schonen Sie mich nicht, schöne Eugenie, ich lasse mich gern von Ihnen besiegen.

Eugenie. Wohlan, hören Sie mich. Es ist das Schicksal aller Menschen von ungewöhnlichem Geist, daß sie beneidet, angefeindet und verschrieen werden. Wer hat sich aber noch dadurch von der Bahn der Ehre abschrekken lassen? Daß die meisten Weiber so still und unbekannt als möglich ihr Leben hinbringen, ist sehr löblich; warum soll es aber keine Ausnahmen geben? Warum soll ein Weib ihr Licht nicht auch leuchten lassen? Steht es doch

in ihrer Gewalt, durch ein kluges und flecken=loses Betragen ihre Verleumder zu beschämen, und die öffentliche Achtung endlich zu gewin=nen; ja, ich bin überzeugt, keine von uns wird Aller Augen auf sich zu laden wagen, wenn sie sich nicht rein und unbescholten fühlt.

Albert. Wer läugnet, daß es solche schöne Seelen gebe, die sich keck als Modelle zeigen können? Nur kann man auch da des Guten zu viel thun, und ein wenig Drapperie ist immer anzurathen. Der Nachtheil des Rufs wäre also noch zu ertragen, wenn die Autor=schaft der Weiber nicht noch größere Beschwer=den mit sich führte.

Bettina. Und diese wären?

Albert. Das erste Uebel ist das Autor=handwerk selbst, sicher eins der sauersten und mühevollsten, wäre es auch nur darum, weil keine zeitliche Erlösung davon zu hoffen ist. Denn jedes Buch erzeugt unaufhaltsam ein neues. Es wird den Schriftstellern bald zur Natur, jeden Eindruck wieder abzudrücken,

Empfindungen nachzuempfinden, und Ideen zu drehen und zu modeln.

Eugenie. Sie geben da nur das Handwerksmäßige an.

Albert. Eben das ist aber das Tägliche und immer Wiederkommende. Bey jedem andern Metier wird das Mechanische endlich leicht und macht sich von selbst; hier giebt uns zwar die Uebung Vortheile, mit der steigenden Kraft nehmen aber auch die Forderungen ins Unendliche zu. Die bloße Richtigkeit und Nettigkeit des Ausdrucks, zwey sehr bescheidene Bedingungen des Gefallens, sind schon keine leichten Aufgaben.

Bettina. Aber der Enthusiasmus, die Begeisterung, von denen sagen Sie nichts?

Albert. Das sind gar seltne Erscheinungen, und werden immer seltner. Auch ist uns mit diesen Gaben vom Himmel nicht geholfen; denn ohne Mühe erlangt der Mensch Nichts. Das Genie arbeitet im Feuer; aber wenn der erste Guß heiß, völlig und in großen

kühnen Umrissen, aus der innern Werkstatt emporsteigt, so tritt der Meister hinzu, und giebt durch seine Meißelschläge, die Frucht ernster Studien und langer Jahre, seinem Liebling noch die Anmuth, die Vollendung in der Kunst.

Eugenie. Die Anmuth, mein Herr, nach der Ihr mühsam streben müßt, bringen wir mit auf die Welt, und statten unsere Werke reichlich damit aus. Ueberhaupt müssen alle Beschwerlichkeiten, die Sie da aufzählen, uns nicht so treffen; denn welche von uns hätte die Geduld dazu? Nein, nein, über dergleichen Dinge sind wir hinaus, wir sind die gebornen Dichter.

Albert. Damit bin ich vollkommen einverstanden. Die Weiber sind die Poesie des Lebens, und die lebendige Poesie selbst. Nur ist leider das Büchermachen das unpoetischte Geschäft von der Welt. Sehen Sie nur selbst: hier sitzt die reitzende Amanda vor dem Schreibtisch, welche Anstrengung, welche Spannung in ihrem Gesicht! Sicher will eine

Phrase sich nicht runden lassen, oder sie kann das rechte Wort nicht gleich finden. Sehen Sie, jetzt zerreißt sie den zierlichen Lockenbau; sie wirft die Feder ärgerlich hin, und sieht unmuthig in das heitre Frühlingswetter hinaus. Arme Amanda! Deine Heldin ist mitten im rührendsten Unglück, und Dein Unglück ist, daß Du noch gar kein Unglück erlitten hast! Doch hören Sie, man klopft, wer mag es seyn? Nur ihr Bräutigam —

Eugenie. Ah, der wird ihr helfen!

Albert. Ach nein, der wird sich ärgern, er findet sie verstimmt, zerstreuet, kalt, und hatte sich so darauf gefreuet sie zu sehen.

Eugenie. Wissen Sie wohl, Albert, daß Ihre Manier die Dinge anzusehen und zu behandeln auch ärgerlich ist? Es ließe sich eben so gut das Gegentheil annehmen; wäre Amanden die Arbeit gelungen, so hätte sie ihren Bräutigam mit rosenfarbener Laune empfangen.

Albert. Und er würde sich abermals geärgert haben; denn wahrscheinlich hätte sie

ihm gezeigt, was ihr so geglückt, oder er hätte sonst gemerkt, daß er nicht der Gegenstand, sondern nur der Ableiter ihrer Freude wäre.

Bettina. Sie scherzen, Albert; der Fall, den Sie annehmen, läßt sich nicht wohl denken; Ihr empfindlicher Bräutigam ist gar zu eitel und selbstgefällig.

Albert. Es thut mir leid, aber ich bin überzeugt, daß unter hundert Bräutigamen kaum einer von dieser Schwachheit frey seyn wird, und dieser Eine hat gewiß viel Phlegma. Wir verzeihen einer Braut eine stundenlange Beschäftigung an der Toilette, das ist weiblich, und jeder schmeichelt sich, es geschähe seinetwegen: aber ein uns fremdes, todtes Interesse an Erdichtungen, an eignen Schöpfungen, das verkältet uns, darüber sind wir intolerant.

Bettina. Ob Dichterinnen dem Haufen der Männer gefallen, weiß ich nicht, aber gewiß sind sie für Alle, die Geist und Geschmack haben, um so reitzender. Das Schil-

dern und die Kenntniß der Liebe muß nothwendig das Vermögen und Bedürfniß zu lieben schärfen. In der Wahl des Gegenstandes werden sie auch weniger irren; dafür bürgt uns ihr feinerer Sinn, und das Geständniß der Liebe durch einen so beredten Mund muß unwiderstehlich fesselnd seyn.

Albert. Ich sehe mit Vergnügen aus der Unbefangenheit Ihrer Vorstellung, daß Sie wenigstens von der Autorsünde frey geblieben sind. Eine Dichterin kennt vielleicht die Arten und Unarten der Liebe besser als Andere; aber vom Anschauen zum Gefühl, so wie von der Einsicht zur Ausübung, ist eine ungeheuere Entfernung. Die Ausübung der Kunst erfordert und giebt Ruhe der Sinne und des Herzens, der Geist gewöhnt sich wach zu bleiben und zu herrschen. Mitten in scheinbarer Ueberwallung und Leidenschaft des Gemüths, lauscht er mit unsichtbaren Fühlhörnern, und sondirt und bemerkt. Natur und Kunst sind zwey alte Feinde, die zuweilen Frieden und wohl gar ein Bündniß schließen; aber indem

sie sich den Versöhnungskuß geben, wacht der alte Groll wieder auf, und unter der Decke der Freundschaft versetzen sie einander die empfindlichsten Streiche. Nichts schadet der Wahrheit und Herzlichkeit der Empfindung mehr als das Idealisiren. Der Dichter liebt sein Ideal, sein Schönheitsbild, nur was dem ähnlich scheint, gefällt ihm; er verliebt sich nie von außen hinein, sondern von innen heraus; seine Liebe ist nur eine Täuschung, die er sich selbst meistens absichtlich macht, und verschwindet bey der ersten Berührung der Wirklichkeit wie ein Traum.

Bettina. Sie trauen der Natur zu wenig zu, sie ist stärker als wir. Vielleicht entstehen in den Dichterinnen nur keine heftigen Leidenschaften, ihre sanfteren Neigungen, ihre ruhigen Verhältnisse sind desto dauernder und stärker.

Albert. Hier sehe ich neue Schranken zwischen diesen begünstigten Wesen und uns gewöhnlichen Alltagsmenschen aufsteigen. Die Priesterinnen der Musen werden nur in der

Ferne verehrt und empfangen von uns Weihrauch; wollen sie etwas solidere Nahrung, so müssen sie, gleich den Großen der Erde, sich herablassen den ersten Schritt zu thun.

Eugenie. Jetzt sprechen Sie endlich in dem gebührenden ehrfurchtsvollen Ton von den Bewohnerinnen des Parnasses. Herablassung ist das rechte Wort; dafür ergreift Ihr mit Entzücken die dargebotene Hand und weiht Euch lebenslang diesem schönen Dienst.

Albert. Einen Dienst könnte man es wohl nennen; denn nur wenige würden die Dithyramben und Orakelsprüche ihrer Gebieterinnen verstehen, und ich fürchte, dieß wird manchen schlichten, hausbackenen Mann abschrecken.

Eugenie. Sie besorgen, es gebe lauter Mesallianzen? Doch still! unser unzeitiger Scherz stört die ernste Bettina; lassen Sie uns unsern Streit so ernsthaft endigen als er angefangen hat. Wenn Sie behaupteten, der Umgang einer Schriftstellerin verliere etwas

an Unbefangenheit und natürlicher Grazie; ihr Conversationston werde beobachtend und künstlich, und ihre studirten Urtheile erhielten unvermerkt etwas Hartes, Einseitiges und Schneidendes, so könnten Sie Recht haben. Aber ein vertrautes Verhältniß oder eine lebenslängliche Verbindung mit einer durch Selbstübung gebildeten Frau, bey der die feinsten Empfindungen zur Sprache gekommen sind, muß sehr anziehend seyn.

Albert. Die gescheiden Männer können an den Weibern keine Art von Superiorität ertragen, besonders wenn sie so öffentlicher Art ist und einen Schein von Pedanterey bey sich hat. Lassen Sie unsere Schriftstellerin noch so gefällig, bescheiden und nachgiebig seyn, so ist doch ihre ganze Denk- und Empfindungsart von der ihres Mannes verschieden. Tausend kleine Vorfälle des Lebens, die ihm wichtig sind, belangweiligen sie; das Unglück, das ihn rührt und wo er helfen möchte, findet sie sehr ästhetisch, und ergreift die Feder, um es zu beschreiben.

Bettina. Diese Verschiedenheit der Ansicht, die Sie, wie gewöhnlich, übertreiben, könnte, wenn sie von beyden Seiten fein und anständig behandelt würde, ein neues Band des gegenseitigen Interesse werden.

Albert. Die Würze der Verschiedenheit hat oft gar zu viel Hautgout! Wenn eine Disharmonie in der Ehe nicht mit der Zeit zur schreyenden Dissonanz werden soll, so muß auf einer Seite eine gewisse natürliche Passivität eintreten, mit einem Wort, die Frau muß die zweyte Stimme singen.

Eugenie. Das gehört unter die Dinge, die man gegen Mädchen mit Stillschweigen übergeht; merken Sie sich das für die Zukunft, Albert.

Albert. Solche gut gemeinte Winke können immer nicht schaden. Doch wieder auf unsere geplagten Ehemänner zu kommen, so sind die häuslichen Variationen nicht ihre einzige Plage. Es ist bekannt, daß auch der unglücklichste Kreuzträger nicht zugiebt, daß

man seine theuere Ehehälfte nur im Geringsten angreife. Denken Sie sich nun die Leiden des Besitzers einer berühmten Schriftstellerin! Vor jeder Litteraturzeitung wird er sich entsetzen; der bloße Anblick eines Kritikers macht ihn erblassen, und was soll der Arme wünschen? Verzweiflungsvolle Lage! Lob und Tadel seiner Frau sind ihm gleich widerwärtig; das letztere erniedrigt sie, bey dem ersten fühlt er selbst eine Art von Demüthigung.

Eugenie. Am besten wäre es, wenn die Schriftsteller sich unter einander heiratheten, dann hätten sie sich wenigstens nichts vorzuwerfen.

Albert. Das ist unmöglich Ihr Ernst; denn zwey Autoren unter Einem Dach vertragen sich so wenig wie zwey Spinnen in Einer Schachtel. Es würde ein beständiger Rang- und Grenzstreit unter ihnen seyn. Jeder glückliche Erfolg des einen würde von dem andern belächelt oder beneidet werden; jedes mißlungene Werk erregte ein Achselzucken oder Naserümpfen; beyde würden sich durch gegenseitiges

Vorlesen ihrer Schriften täglich quälen, und sich über den wenigen Antheil des Andern wundern und ärgern.

Bettina. Sie zeichnen nach einer häßlichen Natur. Ohne Zweifel haben Sie dabey einige Originale vor Augen, die ich nicht kenne. Meine Idee von einem dichterischen Paar ist freylich ganz anders. Ich stelle mir vor, ein Autor müsse das Gute wollen, und das Schöne, wo er es auch findet, lieben.

Albert. Veredeln wir unser Paar, so geben wir ihnen nur Leiden anderer, geistigerer Art. Dann bestreben sie sich, einander so vollkommen zu machen als möglich. Jeder Mensch kennt und schätzt aber nur die Art von Vollkommenheit, von Schönheit, der er am nächsten ist oder zu seyn glaubt; diese möchte er seinen Freunden und der ganzen Welt aufdringen.

Eugenie. Alle dauernden und ernsten Verhältnisse sind nur für prosaische Menschen. In der Schriftstellerrepublik sollte die Platonische Liebe eingeführt werden.

Albert. Dieser Vorschlag würde von Seiten unserer gründlichen Liebesdichter einige Schwierigkeit finden. Hier ist ein anderer! Man errichte litterarische Nonnenklöster an die Stelle der aufgehobenen geistlichen, und jede Schriftstellerin lege die drey bekannten Kloster-Gelübde ab. Dann wird man den Enthusiasmus der Damen für die Kunst kennen lernen.

Eugenie. Ich wünsche sehr, Sie verliebten sich zur Strafe für Ihre Blasphemien in eine unserer schönen Dichterinnen.

Albert. Das würde mich nur noch mehr in meiner Meinung bestärken.

Bettina. Wenn Sie uns auch nicht überzeugt haben, Albert, so ist es Ihnen doch gelungen, uns alle Lust zu eignen Geistesproducten zu benehmen. Ich halte Ihre Meinung so ziemlich für die unter Euch Männern herrschende, und vielleicht sind Sie noch einer von den billigsten.

Albert. Eigentlich tragen Sie die Schuld, Eugenie, daß ich mich zu weit herausgelassen

habe. Sie führten mich immer tiefer hinein; ein Wort gab das andere und so focht ich meine gewagten Behauptungen gut oder übel durch.

Eugenie. Wohin wollen Sie so eilig, Albert?

Albert. Ich habe den neuen Roman der Madame * * * zugeschickt bekommen und bin sehr begierig darauf.

Eugenie lachend. Das heiße ich seinen Grundsätzen getreu bleiben! Selbst wider Ihren Willen üben die Weiber ihre Zaubermacht an Ihnen aus.

II.

Constanze, Alessandro.

Alessandro.

Sie wären unzufrieden mit mir, sagten Sie gestern, und hätten Sie mir es auch nicht gesagt, so liegt es doch deutlich genug auf Ihrem Gesicht und spricht aus den Augen heraus. Auch habe ich die finstre Wolke von ihrer ersten Entstehung an bemerkt, nur hielt ich sie für vorübergehend; indeß ist sie immer dichter und dunkler worden, und es ist Zeit das Ungewitter zu beschwören.

Constanze. Da Sie so ein Tausendkünstler sind, so wäre es wohl ganz überflüssig, Ihnen erst den Ursprung dieser Sonnenfinsterniß zu entdecken.

Alessandro lächelnd. Nun ja, ich denke, die Zeitrechnung wird mir darüber einen Aufschluß geben. Ich müßte mich sehr irren, oder die Epoche meiner Ungnade war ungefähr gleichzeitig mit der Ankunft Ihrer jungen Freundin. Denn kurz vorher hatten wir erst einen ewigen Frieden unterzeichnet und die Ratificationen waren zu beyderseitiger Zufriedenheit ausgewechselt worden.

Constanze. Sie sollten wissen, Alessandro, daß die Weiber höchst ungern über ihre Verträge, besonders über die geheimen Artikel scherzen hören; doch still davon, von mir ist jetzt gar nicht die Rede, lassen Sie uns auf die schöne Luzie kommen.

Alessandro. Als wenn Ihr von einer andern reden könntet, ohne Euch selbst zu meinen!

Constanze. Ist das List oder ist es bloß Männer-Uebermuth? Doch gleichviel, so leicht, und mit einem noch leichtern Scherz, machen Sie sich dießmal nicht los. Ihr Herz nehme

ich in Ansprache, ich will nur Kläger seyn, und Sie haben nicht bloß das Recht sich zu vertheidigen, nein, zum Beweis meines Zutrauens, sollen Sie selbst in eigener Sache richten.

Alessandro. Das wird ernsthafter als ich glaubte. Wohlan, wessen beschuldigen Sie mich?

Constanze. Einer unverzeihlichen Unvorsichtigkeit oder der Ruchlosigkeit.

Alessandro. Gegen Luzien, meinen Sie doch?

Constanze. Freylich. Was haben Sie mit dem Mädchen vor? Es sind noch keine vierzehn Tage, daß sie hier ist, und sie sieht sich nicht mehr ähnlich. Aus dem muthwilligen harmlosen Kind, das noch mit Allem spielte und über ein Nichts sich freuete, ist eine schwermüthige Träumerin geworden. Sie spricht mit sich selbst und hört nur mit halben Ohren was man ihr sagt; sie pflückt Blumen und windet Kränze daraus, und zerreißt sie dann wieder.

Gestern überraschte ich sie ganz in Thränen aufgelößt und ein andermal fragte sie mich, was wohl die Liebe sey, und betheuerte, sie würde eher sterben als irgend einem Mann Liebe gestehen.

Alessandro. Sagte sie das wirklich?

Constanze. Ja, aber ein Seufzer widersprach ihren Worten und machte sie bis an die Augen erröthen. Sie dauert mich, die Arme, um so mehr da sie die Art ihres Uebels noch gar nicht kennt, und bis jetzt nur noch die süßen Schmerzen gekostet hat.

Alessandro. Ein Uebel nennen Sie die Liebe?

Constanze. Und zwar eins der empfindlichsten und langwierigsten und unheilbarsten. Eine lange traurige Erfahrung hat mich zu dieser Sprache berechtigt.

Alessandro. Aber hat eben diese Erfahrung Ihnen nicht auch die schöne, die liebenswürdige Seite der Liebe gezeigt? Beantworten

Sie mir nur Eine Frage: möchten Sie, wenn es Ihnen vergönnt wäre, Ihr Leben wieder von Neuem anzufangen, alle Liebe daraus wegwischen, und die stumpfe, träge Gleichgültigkeit dagegen eintauschen?

Constanze. Wer wird das wollen? Es giebt eine glückliche Liebe, die uns in den Himmel versetzt, nur findet man sie gar selten und meistens hat sie dann mit äußern Schwierigkeiten und Hindernissen aller Art zu kämpfen, als ob die Götter den Sterblichen so große Seligkeit mißgönnten. Auch hat die Liebe ihren Nachsommer, wohin der brennende Stachel und die stechenden Dornen, die ihre erste Blüthenzeit begleiteten, sie nicht mehr verfolgen, und diese Zeit ist wahrlich nicht freudenleer.

Alessandro. Es ist die Zeit des muntern Gedankentausches, der traulichen Ergießungen und des frohen Gebens und Nehmens; o, es ist eine schöne Zeit! Nicht wahr, Constanze?
Er drückt ihre Hand und sieht sie zärtlich an.

Constanze. Arme Luzie!

Alessandro. Warum bedauern Sie sie? Es ist sonderbar, daß alle Weiber ein so inniges Mitleid fühlen, wenn eine von ihnen in Liebe fällt, und daß sie ihre Schadenfreude nicht verbergen können, wenn einem Mann das Unglück begegnet ohne Erhörung zu seufzen. Sollte das nicht von der Geschlechts-Eitelkeit und also von keiner ganz reinen Quelle herrühren?

Constanze. Es kommt vielmehr daher, daß ein Gesetz der Natur uns verbietet unsere Schwachheit zu bekennen.

Alessandro. Aber verbietet es auch sie zu fühlen?

Constanze. Eben deshalb ist es hart zu fühlen, was man nicht gestehen darf, eine Krankheit wird unerträglich, wenn wir sie dem Arzt nicht zu vertrauen wagen.

Alessandro. Sie setzen mir hart zu, und will ich nicht das Feld räumen, so muß ich Angriffsweise verfahren. Warum ist es dem Weibe nicht erlaubt die Wahl ihres Herzens

bekannt zu machen und sich um Liebe zu bewerben? Die Natur legte ihnen das gleiche Gefühl in den warmen Busen, Euere Sinne sind noch zarter und reitzbarer als die unsern, die Leidenschaft dringt bey Euch zu den nehmlichen Thoren herein, wie bey uns, und es hat wohl noch niemand gesagt, daß die Vernunft des Weibes ein strengerer Wächter wäre als die des Mannes. Woher also dieß Privilegium, das mehr zu Euerer Quaal erfunden zu seyn scheint als zu Euerm Frommen? Von der Natur kann es nicht herkommen, denn diese widerspricht sich nie, und legt nichts in unsere Brust, um es unfruchtbar und zur Pein dort zu verschließen. Die Convenienz, die Mode hat dieß unnatürliche Gebot erschaffen, es ist ein Kind unserer modernen Aftercultur, und hängt mit so vielem, was man Euch seit Jahrhunderten eingeräumt und abgesprochen hat, zusammen, daß Ihr diese Sitte, so lästig sie Euch auch oft ist, nicht abschaffen könnt noch wollt.

Constanze. Sie gerathen in heiligen Eifer.

Alessandro. Ich kann nie ohne Unmuth an den Zustand von ewiger Kindheit denken, in dem wir Euch gefesselt halten, und die Abgötterey, die wir dann nebenbey noch mit Euch treiben, sieht einer Verspottung zu ähnlich, als daß sie Euch freuen oder ehren könnte.

Constanze. Sie wissen, daß ich hierüber in einigen Puncten mit Ihnen einverstanden bin, doch lassen wir das, es würde uns zu weit führen. Sie haben damit aufgehört, daß Sie eingestanden, diese uns zur Natur gewordene Verschlossenheit sey eine verjährte Sitte, und damit begnüge ich mich. Welches Mädchen wird ungestraft ihre Stimme dagegen erheben dürfen, denn Ihr habt es ja Euch nur vorbehalten, die Sitten und Gebräuche einzuführen und aufzuheben.

Alessandro. Gut, so bewahre sie also ihr schmerzliches Geheimniß für sich allein oder in der treuen Brust der Freundin; je enger, je verschloßner sie es halten wird, desto inniger, desto zärtlicher wird sie daran hängen. Wir lieben ja alle die Mysterien. Wenn Luzie

sich Ihnen etwa entdeckt, so versuchen Sie nur, sie mit der Vergänglichkeit und Flüchtigkeit jeder Leidenschaft zu trösten; Sie werden sehen, wie weit sie diesen Trost von sich wegwerfen und in welche Betheuerungen sie ausbrechen wird, daß ihre Liebe von einer andern Art sey und nur mit dem Leben endige. Auch geht es den Liebenden, wie den Wahnsinnigen, die, wenn sie wieder gesund werden, ihren vorigen Zustand preisen und sich wieder danach zurücksehnen.

Constanze. Wer läugnet Ihnen, daß auch unerwiederte Liebe ihr Süßes habe? Aber ist das eine hinreichende Empfehlung? Giebt es nicht auch süßes Gift? Und hat nicht alles Verderbliche eine lockende, gleissende Außenseite?

Alessandro. Es käme also nur darauf an, auszumachen, ob die Versuchungen, Störungen und Gefahren, kurz, alles Unheil, was Sie der armen Liebe schuld geben, wirklich so furchtbar und abschreckend, oder ob es nicht übertrieben und vielleicht gar eingebildet

sey? Ich bitte, sagen Sie mir doch, von welchen Gütern des Lebens hält sie uns ab und wo sind die Abgründe, an deren Rand sie uns führen soll?

Constanze. Ich will unter vielen nur einige nennen. Sie versetzt uns Wunden, die, wenn man auch nicht daran verblutet, doch unheilbar sind und, wie ein geheimer Schaden, alle Kräfte der Seele und des Körpers abnutzen und aufreiben. Wie manche schöne, blühende Knospe ist nicht von diesem Wurm zernagt worden! O lassen Sie mich nicht daran denken! Auf diese Weise habe ich eine Jugendfreundin verloren, die ich nie vergessen kann!

Alessandro. Sie sagten mir schon mehrmals von ihr, und da Sie sie jetzt als Beyspiel anführen, so ist es nöthig, daß ich erst die näheren Umstände ihres traurigen Endes höre, ehe ich diesen einzelnen Fall wider mich zeugen lassen kann. Es ist eine liebenswürdige Schwachheit der Weiber, daß die Stimme des Herzens bey ihnen den Verstand und jede andere Rücksicht übertäubt.

Constanze. Sie starb, man kann wohl sagen, an der Liebe. Sie hatte sich aus der Welt zurückgezogen und schien ganz geduldig und ergeben in ihr Schicksal zu seyn. Die sie nicht kannten, hielten ihre Stille und sanfte Trauer für Frömmigkeit, und die Armen, denen sie Gutes that, verehrten sie wie eine Heilige; aber es brannte eine ganz andere Gluth in ihrem Herzen und verzehrte endlich das herrliche Mädchen.

Alessandro. Starb sie denn an verschlossener, verhaltener Liebe?

Constanze. Das nicht. Ohne Zweifel haben Sie von dem schönen Corano gehört, ich darf ihn wohl nennen, denn sie hat ihn noch auf dem Todbette zum Erben ihres Vermögens eingesetzt und dadurch vor der Welt ein Zeugniß ihrer Liebe ablegen wollen. Die ganze Geschichte ihres sonderbaren Verhältnisses zu erzählen ist zu weitläufig, und sie hat dunkle Stellen, worüber widersprechende Gerüchte herumlaufen; so viel ist sicher, daß Corano sich

gegen sie sehr vergangen hat. Eine kurze Zeit war sie vollkommen glücklich, sie schrieb mir damals und die Freude leuchtete aus jeder Zeile hervor; aber dann schwieg sie plötzlich und sie hat auch gegen mich sich nie darüber völlig herausgelassen. Er war ein Abentheuerer und hatte außer ihr noch andere Verbindungen. Um ihn stärker an sich zu ziehen, hatte sie ihm Alles eingeräumt, sie hoffte dadurch sein Herz zu gewinnen und seine Sitten zu bessern. Da sie endlich sah, daß sie ihn nicht allein besitzen konnte, so entsagte sie ihm ganz; statt ihn zu rühren, verleitete ihn dieß nur zu größern Ausschweifungen; sie litt sehr darunter, aber immer versuchte sie wieder, ihn durch Güte und Nachsicht zurückzuführen, und nie gab sie ihn ganz auf. Noch kurz vor ihrem Tode sprach sie mit Entzücken von ihm und betheuerte, sie bereue es nicht ihr Leben so an ihn verloren zu haben.

Alessandro. Ich mag diese Begebenheit ansehen wie ich will, so finde ich immer mehr, daß sie für mich beweißt. Sobald die Liebe

in das Leben übergeht, sobald sie ein Verhältniß wird, so tritt sie in die Reihe der wirklichen Dinge ein, und wird dadurch allen Gesetzen der Natur und des Menschen unterworfen. Ihre Reinheit und ihre Göttlichkeit geht dann verloren, andere Leidenschaften, andere Triebe vermischen sich mit ihr und beflecken sie, die quälende Eifersucht stellt sich ein, Ehrsucht, Eitelkeit und Schaam machen ihre Rechte gelten und so wird das schöne Geschöpf der Phantasie unkenntlich und sinkt immer tiefer zum Gemeinen und Irdischen herab; ist sie aber mächtiger und behauptet sich gegen alles Fremdartige, so reißt sie sich von den groben Banden der Sinne los, und erfüllt die ganze Seele so lange mit Sehnsucht nach größerer Freyheit, bis sie dem Leben wie einem Kerker entflieht.

Constanze. Sie halten also die ächte Liebe für ganz geistig und sprechen den Sinnen jeden Antheil daran ab?

Alessandro. Ich möchte sagen, sie ist weder bloß geistig noch ganz sinnlich; ihrem

Ursprung nach ist sie beydes, denn sie hat einen Gott zum Vater und eine irdische Mutter. Im Grund kommt es auf alles das gar nicht an. Wenn ein einziges Gefühl sich unserer bemächtigt hat, wenn in diesem Gefühl sich alle Gedanken wie in ihrem Brennpunct sammeln und von ihm entzündet werden; wenn wir die Welt in Einem Gegenstand umfassen und unser ganzes Begehren sich um ihn herumschlingt, wir dann immer inniger uns an ihn anschmiegen, uns immer stärker nach ihm sehnen, alles Andere aus den Augen lassen und unenthaltsam uns ganz mit ihm zu vereinigen brennen: dann lieben wir, und scheinen dem kalten Zuschauer begeistert und von einer Gottheit beherrscht zu seyn.

Constanze. Sie haben den höchsten Grad der Leidenschaft beschrieben, der nur höchst selten ist, und dessen nur wenige von der Natur reich begabte Wesen fähig sind.

Alessandro. Das Mehr oder Weniger thut hierin nichts zur Sache. Von dem flüchtigsten Sinnenrausch bis zu der dauerndsten,

über diese Welt hinausreichenden Seelenverschmelzung, überall finden Sie denselben himmlischen Grundton wieder, nur bis ins Unendliche modulirt, und ein rosenfarbenes Colorit unterscheidet diese Neigung von jeder andern.

Constanze. Aber sagten Sie nicht selbst, daß wir alles Andere darüber vernachlässigten und ganz außer Acht ließen? Ihr Männer findet das an Euern Geliebten zwar recht löblich und angenehm, aber an die Gattinnen, Schwestern und Töchter macht Ihr ganz andere Ansprüche. Ueberhaupt liegt in Euern Foderungen und stillschweigenden Wünschen immer ein Widerspruch verborgen, um Euere Launen und Euern Geschmack ganz zu befriedigen, müßten wir zugleich glühend und kühl, sanft und feurig, nachgiebig und festhaltend, gelehrig und doch immer unwissend seyn. Ihr seht es gern, wenn wir uns Talente erwerben, und lästert uns, wenn wir damit zu gefallen suchen; Ihr verlangt Weltton und feines Betragen, und doch sollen wir nur für Einen Auserwählten sichtbar seyn.

Alessandro. Ich kann diese Anklage nicht abläugnen, doch will ich es versuchen, ob sich nicht etwas zu unserer Entschuldigung sagen läßt. Auf dem Mann lastet eigentlich die Schwere des Lebens, ich meine nicht etwa die Arbeit der Hände, nein, sondern die Sorge, die Anstrengung, die Aufopferung. Das Weib wird durch Triebe und Neigungen geleitet und der Instinct ist ihr Gesetzgeber; in allem was sie thut, selbst in dem Mühsamsten und Schmerzhaftesten, findet sie schon ihre Belohnung, die Muttergeschäfte haben bey aller Mühe eine eigene Süßigkeit und das Hausregiment verschafft Ansehn und Freude. Den Mann beherrscht die Pflicht, und er kann, wenn er auch wollte, sich nicht von ihr losreißen. Wenn er sich nicht verachten soll, so muß er auf einen Zweck losarbeiten und sich ein Ziel stecken; die Natur und die Menschen und sein eigenes Herz muß er bekämpfen, das Widerwärtige und Undankbare muß er vollbringen und säen wo er nicht erndten wird. Der Ehrgeitz ist ein Stachel, der immer weiter treibt, die Eitelkeit wird eben so oft gekränkt

als

als geschmeichelt, und das unbestechliche Gewissen ertheilt uns nur selten einen kargen Beyfall. Seinen Genuß sucht er nur einzig bey dem Weibe, zu ihr kommt er, um seine Bürde abzulegen und sich für das, was er gethan und gelitten, zu entschädigen und zu belohnen. Ist es zu verwundern, wenn er sich hier so angenehm, so bequem als möglich befinden will? Wenn er mehr fordert als er selbst giebt? Wenn er sich seinen Launen und Grillen überläßt und die des Weibes unleidlich findet? Daher auch die unerläßliche Forderung, daß er der Einzige seyn will, ohne sich zu einer gleichen Verbindlichkeit zu verstehen. Etwas müssen wir besitzen, worauf wir uns verlassen, worauf wir bey allem Wechsel sicher rechnen können, sonst geht unser moralischer Werth, der in der äußern und in der Gedanken-Welt so sehr ins Gedränge kommt, ganz verloren.

Constanze. Es ließe sich Vieles von unserer Seite hierauf erwiedern. Der Maßstab, nach dem Ihr uns messet, ist zu plump,

zu roh und zu sehr nach unserm jetzigen dürftigen Zustand zugeschnitten. Wir werden von Euch mehr als Sachen denn als Wesen Euers Gleichen angesehen, und Ihr erkennt nur unsere Persönlichkeit, um sie zu vernichten. Aber kommen wir lieber zur Liebe und zu Luzien zurück, die wir unvermerkt aus dem Gesicht verloren haben.

Alessandro. Wir sind ganz nahe bey ihnen, nur noch einen Augenblick Geduld! Sie sagten eben, die Weiber würden von uns als Sachen behandelt; wenn dieß wahr ist, wo mag wohl der Grund davon liegen? Ich glaube ihn in dem Mangel an Liebe gefunden zu haben, der mir bey Ihrem Geschlecht auffallend ist.

Constanze. Wie? Einen Mangel an Liebe wollen Sie an uns wahrgenommen haben? Entweder bedienen Sie sich der beliebten Sokratischen Methode mit Ihrer demüthigen Schülerin, oder dieß ist so einer von den neumodischen Sätzen, die Ihr hinwerft, um uns Staub in die Augen zu streuen.

Auch haben Sie, dünkt mich, keinen individuellen Beweggrund zu diesem Glauben.

Alessandro. Nein, nein, es ist mir mit meiner Behauptung ganz Ernst, hören Sie nur. Das Haupthinderniß scheint mir zu seyn, daß Ihr entweder die Liebe bloß zufällig und nebenher oder zu activ und zu tragisch treibt.

Constanze. Was soll das heißen, zu activ?

Alessandro. Wenn Sie nicht ungeduldig werden wollen, schöne Constanze, so hoffe ich, Sie noch zu überzeugen. Man hat schon öfters gesagt, daß die Liebe die Kunst und die Wissenschaft der Weiber sey, und ich glaube sogar, es ist die einzige, zu der die Natur ihnen eine entschiedene Anlage gegeben hat. Das ist nun nicht zu verstehen, als ob es eine künstliche oder wissenschaftliche Liebe gäbe, sondern daß sie Euer Element und Euere Lebensbestimmung sey. Zwey Dinge haben aber die Liebe in bösen Ruf gebracht, nehmlich, die

ungeschickten und mattherzigen Ehen, die meistens auf Verliebtheit folgen, und die Uebertreibung und der Götzendienst, mit dem wir Euch eine geraume Zeit lang gehuldigt haben, woran die zärtliche Chevalerie des mittlern Zeitalters und die am Hofe Ludwigs des Vierzehnten aufgekommene Galanterie Schuld sind.

Constanze. Eben das waren unsre blühendsten Zeiten, wo wir allen Dingen ihren Werth bestimmten und selbst für unschätzbar gepriesen wurden. Damals waren unsere Winke noch Gebote, und wir beherrschten die tapfersten Helden und durch sie die Welt.

Alessandro. Die Weiber herrschen nur durch ihre Unarten und unsere Schwäche.

Constanze droht ihm mit dem Finger. Alessandro!

Alessandro. Sie sollten mich loben, denn ich möchte Ihrem Geschlecht einen Theil seines verlornen Einflusses wieder verschaffen, und zwar durch rechtmäßigere Mittel als die

bisherigen, besonders wünsche ich, daß die Frauen sich selbst mehr ehren und ein größeres Zutrauen auf sich und auf die Zauberkraft der Empfindung haben möchten.

Constanze. Ich bin auf Ihre Vorschläge begierig.

Alessandro. Das Nöthigste vor allem Andern wäre wohl die unnatürliche Liebesscheue, die unsern jungen Schönen so sorgfältig von ihren Tanten und Müttern inoculirt wird, aus dem Wege zu räumen. Ein wohlerzogenes Mädchen hält es für unschicklich mit einem jungen Mann allein zu seyn, und sich mit ihm in ein freymüthiges, nur etwas bedeutendes, Gespräch einzulassen. Außerdem wird sie mit Verschanzungen aller Art umgeben und die ganze Sippschaft hält Wache, daß ja niemand sich ihr nähere, der nicht zu einem Heirathsplan tauglich ist. Die natürliche Folge davon ist, daß sie entweder nie einen Andern spricht, als den von ihren Verwandten Auserwählten, oder daß sie in die Hände schlauer Verführer fällt, die dann auch beym ersten

wohlberechneten Angriff den Sieg davon tragen. Der Nachtheil, der aus diesen Schranken zwischen den jungen Leuten beyder Geschlechter entsteht, ist unsäglich. Die unerfahrnen Mädchen lernen auf diese Weise die Sprache der Leidenschaft nie kennen, die ersten freundlich verlangenden Augen, die ihnen begegnen, bestimmen oft ihr Schicksal, ein jeder fragende Blick und jedes schmeichelnde Wort scheint ihnen ein untrügliches Zeichen ewiger Liebe zu seyn. Auch führt diese klösterliche Eingezogenheit das große Uebel mit sich, daß man die armen Mädchen durch diese Sperre des Gedankentausches dazu zwingt, daß sie die leicht zu berückenden Augen zum einzigen Führer und Rathgeber auf dieser schlüpfrigen Bahn wählen.

Constanze. Die Mädchen sollen also einen jeden, der ihnen etwas zu sagen hat, anhören, und statt sie vor der Liebe zu hüten, sollte man ihnen alle mögliche Gelegenheit dazu an die Hand geben?

Alessandro. Ganz recht.

Constanze. Aber sehen Sie nicht, daß man dadurch den größten Mißbräuchen und Unordnungen Thor und Angel öffnete?

Alessandro. Gerade auf der Mehrheit der Liebhaber würde die Sicherheit vor dergleichen beruhen. Wo mehrere Gegenstände sich darbieten, da treibt der Geist sein Spiel, und vergleicht und unterscheidet und prüft; beschäftigen wir uns nur mit Einem, so liegen die höhern Kräfte brach, und die immer wachen Sinne benutzen unter der Maske des Herzens diesen Stillstand zu ihrem Vortheil.

Constanze. Ihre Behauptung hat viel für sich, doch weiß ich nicht, ob die Vermehrung der Versuchungen in einer solchen Zeit, wie die jetzige ist, anzurathen wäre. Die Menschen müßten erst offner und rechtlicher mit einander umgehen, und das hinterlistige, feindselige Betragen zwischen den beyden Geschlechtern müßte zuvor, ich weiß nicht wodurch, aufgehoben werden.

Alessandro. So wie der Handel da im größten Flor ist, wo er die meiste Freyheit genießt, so wird wohl auch die Rechtlichkeit nicht eher aufkommen, als bis die willkührlichen Schranken zwischen Mensch und Mensch zerschlagen sind, und der Verkehr der Geister nicht mehr durch die Fesseln nichtiger Convenienz gehemmt ist.

Constanze. Wird aber die zarte Blüthe der Weiblichkeit nicht unter der rauhen Berührung so verschiedenartiger Gemüther leiden? Wird unser reiner, frommer Sinn nicht durch Euere finsteren Zweifel und Grübeleyen und durch den Sturmwind Euerer Leidenschaften getrübt und beunruhigt werden?

Alessandro. Ich kann Ihnen darauf nichts erwiedern, als daß eben der Geist der Liebe die Weiblichkeit ausmacht, und daß wahre Liebe wie eine Aegide gegen alles Fremde und Beleidigende schirmt und deckt. Sobald das Weib das Bessere erkannt hat (und die Natur hat sie dazu mit einem offnen Sinn begabt)

so flieht sie vor dem Gemeineren. Nur die falsche Schaam, die zwischen Euch und uns wie ein Gespenst in der Mitte steht, ist an der gegenwärtigen Erniedrigung des Geschlechts Schuld. Die sich jetzt so an Euch drängen und an Euerer Schleppe hängen, die Euch nach dem Mund schwatzen, sich wie die Puppen zieren und mit angenehmer Leerheit die Rolle des Echo übernehmen; diese sind der Auswurf und die Hefen unseres Geschlechts, und nach diesen beurtheilt und richtet Ihr uns! Sie wissen selbst, Constanze, welches Ungefähr mir Ihre Bekanntschaft schenkte. Lange vorher schon war ich aufmerksam auf Sie worden, aber ein Heer von zierlichen Laffen und Gecken schwärmte um Sie herum, und man ist ungern in schlechter Gesellschaft.

Constanze. Wenn man Euch nicht gleich bemerkt und vor Allen auszeichnet, so straft Ihr unsere Kurzsichtigkeit und zieht Euch zurück. Ich habe es Ihnen lange nicht verzeihen können. Aber nun weiß ich, warum Sie Luzien nicht früh genug der fröhlichen

Unbefangenheit entreißen konnten. Sie fürchteten, die zu jeder Blüthe herbey eilenden Stutzer und Zärtlinge möchten Ihnen zuvorkommen.

Alessandro. Wie lange bleibt Luzie noch bey Ihnen?

Constanze. In acht Tagen geht sie nach Seedorf zu ihrer Tante. Bin ich nicht gefällig?

Alessandro. Ich wette, sie wird nicht lange dort seyn, ohne daß der sanfte, zärtliche Maythal ihr gefällt, und beyde werden, wenn keine großen Hindernisse eintreten, eine ziemlich treue und ganz vernünftige Liebe mit einander führen.

Constanze. Dann hat Ihre Lection doch nicht recht angeschlagen.

Alessandro. Die Portion war zu klein, sie hat nur den ersten Grad der Weihe bekommen, die andern behalte ich für meine Freundinnen auf.

Constanze. Wie viele haben Sie denn jetzt, wenn man fragen darf?

Alessandro. Gegenwärtig zu meiner Quaal nur Eine.

Constanze. Adieu, Alessandro.

Alessandro. Wohin? Wohin so eilig?

Constanze. In mein Cabinet.

Alessandro. Darf man Ihnen dahin folgen?

Constanze. Nein — ja, doch nein, unterhalten Sie nur die artige Luzie, bis Maythal Sie ablößt.

X X.87

45-89/17

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wieland, Ludwig, 1777-1819

Erzählungen und Dialogen

Bd.: 1. Das Fest der Liebe. Dialogen. - 1803

Leipzig 1803

P.o.germ. 1604-1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10123325-1